

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

[Beiträge]

[urn:nbn:de:bsz:31-339089](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:bsz:31-339089)

vier Wochen nicht erwartet. Nun sitzen wir hier in unserm eigenen kleinen Hause als wohlhabende Leute, gerade so wie dein guter seliger Onkel es uns zugebacht hatte. Jetzt brauche ich nicht länger zur Mitternachtsstunde Särge zusammensetzen; jetzt kann ich hübsche Mobilien für junge Eheleute machen, kann Gesellen und Lehrlinge in meiner Werkstätte halten, und bei jedem Feste einen frohen Abend haben. Und nun hast du Friede, alter Meister — setzte er feierlich hinzu, und warf seinen Blick auf den Stuhl im Ofenwinkel, gleich als säße er noch da. Du hast die Vermöschung vom Hause genommen, und uns deinen Segen gegeben; darum soll auch dein Andenken unter uns gesegnet bleiben. Gott verleihe dir eine selbige Auferstehung.“

Die Thüre zu dem Nachbarshause war zugemauert, die Werkstätte dadurch vergrößert; das Haus wurde mit Mörtel neu übermorsen, und die eingeritzte Schrift, vermünschetes Haus wurde überdeckt, und kam nicht mehr zum Vorschein.

Glück und Segen kehrte nun in sein Haus ein, und begleitete ihn bei allen seinen Unternehmungen. Die Bibel des alten Meisters ward oft zur Hand genommen, und erbaute das stille fromme Ehepaar mit ihren ewigen Wahrheiten, und erinnerte sie zugleich daran, daß alles Glück und alle Freude dieser Erde doch nur vergänglich sey. Kam dann zuweilen nach vielen glücklichen Tagen eine kleine Prüfungsstunde, wo sie über das Hinscheiden eines treuen Freundes trauereten, oder einige Nächte am Krankenbette eines ihrer Kinder durchwachten, so verzagten sie nicht. Und so oft Franz den Wächter seinen Stundenvers absingen hörte, gedachte er jener Nacht, als er hoffnungslos, der Verzweiflung nahe, auf der Bank vor der Apotheke saß, und des letzten Rettungsmittels harrete.

Neujahrssitten.

Die alte Sitte, sich einander am Neuen Jahre, zu beglückmünschen, ist schon sehr lange im Gebrauche und wird in vielen Ländern wohl noch lange fortdauern. In neuern Zeiten suchte man sich dieser Sitte, alltägliche Höflichkeit, Bethörungen von einander anzuhören, dadurch zu überheben,

daß man am ersten Tage des Neujahres in Kupfer gestochene, gedruckte, lithographirt oder geschriebene Karten zusandte, auf welchen bloß der Name des Uebersenders stand. In verschiedenen Städten Deutschlands vereinigten sich menschenfreundliche Männer, auch diesen Gebrauch abzuschaffen, und das Geld, das für die Karten, die zu diesem Gebrauche bestimmt war, in eine Spende für die Armen umzuwandeln. Auch in Straßburg geschahen in den öffentlichen Blättern seit einigen Jahren Aufforderungen, das Uebersenden von Neujahrskarten zu unterlassen, und die für solche Karten bestimmten Gelder, den wohlthätigen Anstalten zuzufießen zu lassen. Diese Idee fand ihre Tadel und ihre Vertheidiger. Indes kamen doch schon jedes Jahr beträchtliche Beträge zu dieser Bestimmung ein. Auch die Straßburger Bäcker vereinigten sich, den Gebrauch, ihren Kunden am Dreikönigstage einen Kuchen zu schicken, abzuschaffen, und diese Ausgabe in einen Geldbeitrag für die Armenanstalten zu verwandeln. Schon zwei bis dreimal sammelten dieselben unter sich zu diesem Zweck ziemlich ansehnliche Summen.

Bei dieser Gelegenheit führen wir unsern Lesern den Gebrauch an, der in China beim Jahreswechsel beobachtet wird. Mit abergläubiger Genauigkeit wird derselbe gefeiert. Alle Arbeit, sogar in den niedrigsten Volksklassen, hört, sowohl den Tag vor als nach dem Neujahr, auf, und bei den höhern Ständen dauert die Feier 14 Tage. Am Neujahrstage werden die alten Papiertnen Talismane (die vor allerlei Unglück schützen sollen) weggenommen, und neue von ausgeschnittnem Papier auf die Wände geklebt. Die Krämer schreiben das Wort „Gut Glück!“ auf ihre Schränke, und die Handwerksleute hängen das Wort sich auf die Brust, wenn sie eine Arbeit beginnen, oder an das Werk selbst, an welchem sie arbeiten, und hoffen so, daß das neue Jahr glücklich für sie seyn werde.

Kaiser Joseph II und Graf Papini.

Joseph II traf während seines Reisen in Italien in Forlì mit dem würdigen Grafen Papini zusammen, welcher ihn für einen gewöhnlichen Reisenden hielt und lange

mit ihm plauderte. Er beantwortete die Fragen des Kaisers mit Freimuth und Scharfsinn; als er aber später erfuhr, mit wem er gesprochen, glaubte er sich verpflichtet, an den Kaiser zu schreiben, dessen Antwort hier unverfälscht folgt, da sie ein sehr helles Licht auf Josephs Charakter wirft. „Mein lieber Papini! Mit Vergnügen erinnere ich mich noch immer der Unterhaltung, welche wir in Forli hatten, so wie des guten Rathes, welchen der glückliche Zufall Sie in den Stand setzte, mir zu ertheilen. Die Freimuth, welche unsere Gespräche charakterisirte, läßt mir nicht den geringsten Zweifel über die Wahrheit der Zuneigung, die Sie in ihrem Brief ausdrücken. Wöchten doch Ihre glücklichen Prophetieen mit der Zeit in Erfüllung gehen. Nichts ist mir angenehmer, als die Erinnerung an die Achtung, die Sie mir gezeigt haben, als Sie mich noch für einen Privatmann hielten, und nicht ahnten, daß ich mit der Würde bekleidet wäre, zu welcher ich durch die Vorsetzung berufen bin. Die Lobeserhebungen womit man uns übersättigt, die Schmeicheleien, die man uns sagt, verdanken wir unglücklicherweise mehr unserm Rang, als unserm Verdienst. — Dies ist eine Wahrheit, welche wir fühlen müssen. Bewahren Sie mir Ihre Zuneigung, mein lieber Papini, und seien Sie versichert, daß es mich sehr betrüben würde, wenn ich nicht glauben sollte, es sey der Mensch, der Ihre Achtung auf sich gezogen hat (denn jene Benennung ist, meiner Meinung nach, der größte von allen Titeln, welche mich zieren), nur Joseph habe das Glück gehabt, zu gefallen, und zwar unabhängig von allen seinen äußern Vorzügen, von der eiteln Ehre, welche durch die Schmeichelei ist erfunden worden, um den Hochmuth der Monarchen zu nähren und ihnen Weisrauch zu streuen. — Ich bitte Gott, daß er Sie in seinen heiligen und würdigen Schutz nehme. — Wien, am 13. Januar 1770. Joseph.“

Der reinige Dieb.

Vor kurzem hatte ein fremder Schlossergeselle, der in der Stadt Koburg, im Herzogthum gleichen Namens, arbeitete, gehört, daß in der herzoglichen Gruft eine der verstorbenen fürstlichen Personen mit einem

Halsgeschmelze angethan sey. Da stieg in ihm der Gedanke auf, sich denselben zuzueignen. Die Gruft befindet sich auf dem vor der Stadt gelegenen Friedhofe. Bald nachher untersuchte er die Lokalitäten, und beschloß, nach Durchseilung eines Eisengitters, sich durch eine trichterförmige Oeffnung in das Todtensgewölbe hinabzulassen. Von Niemand gesehen, unternahm er das Wagstück. Aber kaum hatte er sich ein Licht geschlagen und Untersuchungen angestellt, als ihn die Angst und vielleicht auch das Grauen vor den Todten antrieb, sein Vorgehen aufzugeben, und sich auf den Rückweg zu machen und diesen unheimlichen Ort wieder zu verlassen. Aber welche Schrecken! Er findet, daß es ihm unmöglich ist, an der schiefen Wand durch die trichterförmige Oeffnung wieder hinaufzukommen, deren Tiefe er vorher vielleicht zu gering angeschlagen hatte. Er bietet alle seine Kräfte auf, um aus dem Reich der Todten sich zu retten; allein vergebens. Die Todesangst ermattete ihn, und er war genöthigt, sein Nachtlager bei den Todten zu nehmen. Da die Gruft, wie gesagt, von der Stadt entfernt liegt, so wurde sein Ruf um Hülfe nicht gehört. Erst am andern Tage, gegen Abend, zog sein Stöhn und Angestuf Menschen herbei, und es wurden Anstalten zu seiner Rettung getroffen. Selbst einem Todten ähnlich, mit abgeschundenen Nägeln und Händen, wurde er herausgeholt und den Gerichten in Verwahrung gegeben. Diese That wurde einem Kirchenraub gleich geachtet, und der Schlossergeselle zur Zuchthausstrafe verurtheilt. Der Herzog jedoch, dem die Bestätigung des Urtheils vorgelegt wurde, weil es einen Frevel an seiner Familie betraf, begnadigte ihn, weil er die verdiente Strafe schon in der ausgestandenen Todesangst erlitten habe, und man keinen Ausländer im Zuchthause zeitlebens ernähren wollte. Demnach wurde er in Freiheit gesetzt, aber des Landes auf immer verwiesen.

Belohnte Ungeschicklichkeit.

Bei einem im Monat Juni 1834, bei Carlottenburg, unweit Berlin, statt gehaltenen Wandwece, wurde in der Nähe des Königs von Preußen, der Adjutant des Kron-

prätzen, von einem Garde-dü:Corps, dessen Pferd plötzlich scheu geworden, überritten, und der Adjutant bedeutend verwundet. Der König, welcher gesehen hatte, daß jener Reuter seines Pferdes nicht mächtig hatte werden können, befahl sogleich denselben jeder allenfallsigen Strafe zu überheben; zugleich bedauerte er aber sehr den Verwundeten, und setzte hinzu: „Weiß auch was Pferdetrübe bedeuten, wurde auch einmal bei einem Manöver von einem Feld Chirurgen überritten; es war im Jahr 1805. Ich möchte nur wissen ob der Mann noch lebt.“ Bei dieser Gelegenheit erhielt der anwesende Leibarzt, Hr. von Wiebel, die Weisung, sich nach jenem Chirurgen zu erkundigen. Dies geschah, und nach einiger Zeit hatte derselbe durch seine Nachforschungen herausgebracht, daß dieser Chirurg noch in Hinter-Pommern mit einer zahlreichen Familie in dürftigen Umständen lebe. Er war nämlich gleich nach jenem Vorfalle vom Regiments-Kommandeur kassirt worden. Hr. von Wiebel meldet dieses dem König, welcher dem alten Chirurgen sogleich 80 Friedrichs d'or schicken läßt, und ihm überdies noch für seine übrige Lebenszeit eine Pension von 200 Thalern auswerfen ließ.

Brief eines jungen Wieners aus Paris.

Ma tre scher Mama!

Sey d' Mama nur außer allen Sorgen. Wir sind schon glücklich z'Paris. Aber ausgestand'n hab ich was. Ich kann's der Mama gar nicht beschreiben. Bis Bruckersdorf ist's passable ggangen. Da haben wir bratna Hühnl gessen; darauf hab ich geschlaf'n bis Sikeriskirchen. Da hab ich auf einmal ein entsetzliches Kopfsweh kriegt, endlich hab ich ein Stück von der Tortn gessen, die mir d'Mama mitgeb'n hat, und da ist mir wieder leichter worden, und da hab ich in einem Trumm fortgeschlafen bis St. Wilten. Hier hab'n wir Foreln gessen, und sind über Nacht blieben. Dem Hofmeister haben s'aber nicht gut than; denn er hat s' bei der Nacht alle wieder von sich geben. Den Tag drauf sind wir in aller Früh um 9 Uhr weiter gefahren. Da hat mich entsetzlich gefroren, und ich hät gewiß ein Kollig kriegt, wenn mich der Hofmeister nicht mit sein'm Mantel zugedeckt hätte. Bis Linz hab ich den halben Weg geschlafen, und den halben gessen und getrunken, und damit

uns kein Staub in d' Augen fliegt, haben wir's Spritzleder herabgezogen. Ich weiß also gar nicht, wie's Land aussehau. Es ist aber gar nichts dabei verloren; denn der Hofmeister hat mir gesagt, daß ich meine Augen nach Frankreich sparn soll, weil's ganz Deutschland nicht einmal der Mühe werth wäre, daß man deswegen nur ein Aug aufmachte. In Linz habn wir die neue Promenade und die Säule auf'm Platz in Augenschein g'nommen, hernach habn wir ein Paar junge Gänfel gessen, und uns in Gottsnamen schlaff'n glegt.

In der früh hat der Hofmeister mit der Kellnerin abgerechnet, und drauf sind wir weiter gefahren. Wir sind aber selben Tag nicht weiter kommen als bis Wis, weil's zu regnen anfangen hat, und weil ich in der nassen Luft leicht ein Kathar hätte kriegen könne. Wir sind also den ganzen Tag im Wirtshaus g'essen, wo wir gessen, getrunken und Pfeffer gespielt haben. D'Madlen, Mama, sehn da recht hübsch aus, daß sie sogar dem Hofmeister gefallen haben, der doch ein abgesagter Feind von allen Deutschen ist. Den Tag drauf haben wir in Braunau das Nachtlager g'halten, bis wir endlich in München ankommen sind. Da haben wir wieder die Merkwürdigkeiten: den Hofgarten, den Klebergarten, den Bichtstuhl, wo man Abends Meth trinken hingehet, und den Frauenthurm in Augenschein g'nommen, wo sich jüngst ein verliebtes Frauenzimmer herabgestürzt hat. Sonst ist weiter in München nichts z'sehn. Auch hat's mir hier gar nicht gefallen, weil der Wein so theuer ist. — Von München bis Augsburg hab ich wieder größtentheils geschlafen. — Sonst weiß ich der Mama nichts zu erzählen, wie's mir weiter auf der Reise ggangen ist, denn ich hab's Zeddel verloren, wo ich drauf g'schrieben hab, was wir überall gessen und getrunken habn. Aber so viel kann ich mich erinnern, daß ich in Straßburg einen Thurm g'sehn hab, der fast so groß ist, als unser Stephansthurm, und daß d'Postillion in Frankreich nicht blas'n, sondern mit der Peitsche schnalzen. Auch habn wir einmal das Vorderrad verloren, worüber ich vor Angst fast gestorben wär.

Jetzt komm' ich also nach Paris. Da sind wir jetzt acht Tage, und wenn's Wetter so bleibt so reisen wir in drei Tagen wieder nach Wien z'rück. Ich weiß nicht wie mir so kurios ums Herz ist. Es drückt mich oft abscheulich, und wenn ich denk, daß ich so weit von der Mama weg bin, so möcht' ich weinen. Wir haben auch schon alles g'sehen, was ein junger Herr, der auf Reisen geht, zu sehen brauchet. Wir sind in Versailles gewesen zu Marly und zu Fontänblo.

Noch haben wir keine Oper ausgelassen. Ich weiß der Mama auch alle Sängern und Tänzerinnen z'nennen. Ein halbes Jahr hab' ich der Mama zu erzählen, wenn ich wieder einmal z'Wien bin. Das ist eine schöne Stadt, das Paris, und höflich sind d'Leut hier, wo ich hin komm, heiss'n's mich *Ev. Erzellenz*, und wenn ich was kauf, sag'n mir d'Kaufleut alle daß ich ein grand bon g'olt hab.

D'Promenade sind auch alle recht schön! Nur verdrieß't michs, daß man nicht wie bei uns z'essen und trinken findet. S'Wasser ist hier nichts nutz! aber der Champagner und Burgunder ist um so besser, und da wär'n die gemeine Leut' nur Narrn, wenn's ein Wasser anrührten. D'Kinder sind hier so gut erzogen, daß sie mit 4 und 5 Jahren schon französisch reden, und d'Frauenszimmer so galant, daß sie ein:m duzendweis nachlaufen.

Von der Gastfreiheit kann ich der Mama gar keine Beschreibung machen. Der Wechsel der uns die Wechsel auszahlt ist völlig deservet worden, wie er gehöret hat, daß wir in drei Tagen wieder fort wollen; denn wenn wir noch ein paar Wochen blieben wär'n, so hätt er uns einmal auf ein Mittagmahl eingeladen. *V.ym Chevalier*, an den wir die Rekomandation hatten, hab'n wir auch nicht essen können, weil ihm sein Koch krank worden ist. D'Mama wird mich gar nicht mehr kennen, wenn ich wieder zurück komm. Ich trag sezt eine *F. isur à la Diabl.* und hab mir lassen lauter neue Kleider machen. D'Mama kann gar nicht glauben, was das Schöns ist um ein französisch Kleid. Man geht ganz anders in einer französischen Hofe. Ist's nicht wenig schad, daß der Papa todt ist? Was würd er nicht für ein Freud hab'n, wenn er jetzt hörte, daß ich in Paris bin? Er war ja selbst ein Liebhaber vom Reisen, und ist ja, so viel ich mich zu b'sinnen weiß, drey mal in Paris gewesen. Jetzt bleib die Mama sein gesund, und sey d'Mama nicht böß, daß ich den Brief auf deutsch g'schriebn hab. Ich hab's bloß bloß des Exercizi wegn than, damit ich mein Muttersprach nicht ganz vergess'. S'ist freilich eine dumme Sprach, aber unfer einer brauch't s' halt doch, wenn einer mit Kutschern und Handwerksleuten zu redn hat.

Der Hofmeister wird der Mama heut d'Rechnung schicken. Es ist freylich ein wenig viel; aber dafür machen wir der ganzen Familie auch viel Ehr; ja der Hofmeister hat mir versprochen, daß's sogar in d'französische Zeitung kommen soll, daß ein junger Herr aus Wien in 11 Tagen zwei tau-

send Thaler hat in Paris sitzen lassen. Ich küß der Mama d'Hand, und verbleibe.
ma cher mama

Vol tre scher fils.

P. S. Die Mama muß nicht glauben, daß der Hofmeister was davon in den Sack gestekt hat. Ich kenn zwar keine Münz; aber ich weiß gewiß, daß er keinen Heller zu viel aufgeschrieben hat.

Der erste und letzte Kuß.

Nach einer wahren Begebenheit.

(Aus dem Englischen.)

Die junge Catharine Morgan war in gesegneten Umständen, als ihr Gatte und dessen Vater, eines betrügerischen Bankerrott's angeklagt, und in das Gefängniß gebracht wurden. Glücklicherweise sprachen noch mildernde Umstände für die beiden, daß nicht die Todesstrafe über sie verhängt, sondern sie nur zur Landesverweisung verurtheilt wurden, und zwar der Vater auf Lebenslang, der Sohn, Katharinen's Gatte, auf 14 Jahre.

An dem Tage, an welchem das Urtheil über ihren Gatten gesprochen ward, wurde das unglückliche junge Weib Mutter eines Knaben. So oft es ihr früher möglich war, hatte sie die traurige Pflicht der Gattin erfüllt, ihren Gatten im Gefängniß besucht, und ihm Trost zugesprochen, leidet aber fand sie ihn immer unempfindlich bei ihren Schmerzen, ja sogar gleichgültig über sein eigenes Unglück. Seit seiner Verurtheilung aber hatte sie ihn nicht mehr gesehen, weil ihr leidender Zustand ihr nicht mehr gestattet hatte, das Haus zu verlassen; da erhielt sie plötzlich einen rohen, trostigen Brief von ihrem Manne, worin er ihr sagte, wenn sie ihn noch etamal sehen wolle, so müsse sie sich beeilen, nach *Monmouth* zu kommen, weil er nächster Tage mit mehreren seiner Kameraden nach *Neu-Südwallis* eingeschiffte werden würde.

Lovd, der Pfarrer von *Tintern*, war Katharina's Vater, und dieser würdige Greis munterte seine Tochter zu dieser letztern Zusammenkunft auf und bereitete sie dazu vor. Am dazu bestimmten Tage fand er seine Tochter ruhig und entschlossen, und sie trat mit ihrer Magd, welche das Kind trug, weil dazu ihre Kräfte noch zu schwach waren, den Weg nach *Monmouth* an. Der Pfarrer begleitete sie.

Die Abreise der Verbrecher war aber mit Eile betrieben worden, und da Katharina im Gefängnisse ankam, waren die Gefangenen nicht mehr dafelbst. Ihre Jugend und ihr Unglück gewannen die Theilnahme des Kerkermeisters und er führte sie in eine Laverne am Haven, wo die Verurtheilten im Hofe noch beisammen saßen. Mit Schauern sah sie einen Haufen Menschen, deren wilde Blicke, armselige Kleider und zurückstoßende Gesichtszüge sie mit Schrecken erfüllten. In der Mitte derselben befanden sich, auch das Kleid des Verbrechers tragend, ihr Gatte William und dessen Vater, der alte Morgan, an einander gesettet, wie die übrigen. Sie konnte ihre Thränen nicht zurückhalten, indem sie auf diesem geliebten Haupte vergebens die schwarzen Locken suchte, welche ihr einst so gefielen. Sie konnte nicht sprechen. Auch der alte Morgan sah düster und stumm vor sich hin. William aber brach das Schweigen und sprach mit rauher Stimme und seltener Kaltblütigkeit: Hast du dich endlich einmal bequemt zu kommen; ich dachte, das hätte früher geschehen können!

Statt aller Antwort hielt Katharina ihm ihr Kind mit einem bittenden und schmerzhaften Blicke hin, welcher zu sagen schien: Ich mache dir keine Vorwürfe, siehe dein Kind, welches ich geboren.

Katharinens Stellung, ihre in Thränen schwimmenden Augen, ihre stumme Sprache schienen den Mann zu ergreifen, denn er faßte ihre Hand, und eine Weile ihre Finger, einst so rund, jetzt abgemagert, betrachtend, umarmte er sein Weib herzlich. Katharina hielt ihm das Kind vor und sprach: Ach William, küsse auch dein Kind, und gib ihm deinen Segen!

William umschlang seinen Sohn mit der einen freien Hand. Die Natur siegte in ihm und sein Herz fühlte Vaterfreude. Bald aber fiel er wieder in seinen starren Gleichmuth zurück, und fürchtend, seine Kameraden möchten über seine Schwäche lachen, entfernte er sich kalt von Katharinen.

Ein Offizier trat jetzt in die Laverne und befahl den Gefangenen ihm zu folgen, und bevor noch Katharina das feuchte Taschentuch von ihren Augen genommen, waren ihr Gatte und der alte Morgan schon die Ersten hinausgegangen und verschwunden.

Das Schiff lichtete die Anker und stach in die See, und Katharina kehrte mit ihrem Kinde und ihrem alten Vater, betrübt bis in den Tod, nach Hause zurück.

Sie konnte ferner ein Haus nicht mehr bewohnen, das früher der Tempel ihres Glückes war; sie verließ es also, und zog zu ihrem Vater. Das Haus wurde verkauft; allein die Gläubiger ihres Mannes hatten so viel Mitleid mit ihr, daß sie das dafür gelöste Geld nicht in Anspruch nahmen, sondern ihr überließen.

Im Schooße ihrer Familie überließ sich Katharina nun ganz ihren Mutterpflichten, besorgte nebst der Erziehung ihres eigenen Kindes auch jene von zwei Kindern ihrer Nachbarin, wodurch sie in den Stand gesetzt wurde, ihr Hauswesen selbst bestreiten zu können, und nach und nach gaben die herrliche Lage des Thales, die Zintern und die häusliche Zufriedenheit ihrem Gemüthe jene Ruhe wieder, deren sie so sehr bedurfte.

So verlebte der kleine Edmund Morgan seine Jugendjahre bis in sein dreizehntes Jahr, und sein alter Großvater, der nun seine Erziehung über sich genommen und ihm Herz und Charakter gebildet hatte, liebte ihn außerordentlich. Edmund begriff alles mit einer Leichtigkeit, und die Unterstützung eines reichen Freundes des Pfarrers setzten ihn in den Stand, daß er Edmund den theologischen Studien widmen konnte.

Die Mutter war tief ergriffen, als sie sich von dem geliebten Sohne, der jetzt die Universität bezog, trennen sollte. Allein sie weinte nur in der Stille, denn es betraf ja ihres Sohnes Glück. Noch hatte sie ihm verhehlt, daß sein Vater ein entehrter Mann sey, und in der Verbannung leben müsse; sie wußte auch nicht ob er noch lebe, denn seit seiner Abreise hatte sie nichts mehr von ihm gehört.

Edmund zählte jetzt 16 Jahre als er nach der Universität abgieng, wo er bis zum 21sten blieb. Die schnellen Fortschritte, welche er in den Studien machte, und seine gute Aufführung und stillches Benehmen gewannen ihm die Liebe aller Professoren, und setzten ihn immer tiefer im Herzen seines Großvaters fest, welcher nur immer mit Stolz von ihm sprach, und zu alt, um seinem Amte gehörig vorstehen zu können, die Pfarre zu Zintern einstweilen einem

Gefälligen aus der Nachbarschaft übertragen hatte, bis sein Enkel im Stande seyn würde, die kirchlichen Funktionen und geistlichen Pflichten zu erfüllen.

Mit 23 Jahren kam Edmund in den Besitz der Pfarrei zu Tintern und des kleinen Hauses, in welchem er erzogen wurde, und welches ihm die süßen Stunden seiner Knabenjahre zurückerief. Der junge Seelenhirte erfüllte jetzt mit unermüdllichem Eifer die oft schwere Pflichten seines erhabenen Amtes, und da er alle Tugenden seines allgemein geliebten Großvaters in sich vereinigte, gewann er sich bald alle Herzen. Nur machte ihm die stille Trauer seiner Mutter seit kurzem nachdenkend und traurig.

Eines Morgens trat seine Mutter in ungewohnter Bewegung in sein Zimmer. Du hast, sprach sie mit zitternder Stimme, gewiß auch von der schrecklichen Begebenheit gehört, welche in jedermanns Munde ist. Du weißt, daß ein Jäger des Herzogs von Beaufort in einem Streife, den er mit einem Wildschützen, Namens Price, gehabt hat, von diesem erschossen worden ist.

Ja, antwortete Edmund, und wird man des Schändlichen habhaft, so wird er auch gewiß gehangen.

Man hat ihn bereits eingefangen, und in das Gefängniß zu Monmouth gebracht.

Das Geseß Gottes und der Menschen verlangt, daß, wer Blut vergießt, dessen Blut wieder vergossen werde. Dieser Price hat, wenn man dem allgemeinen Gerüchte glauben darf, schon mehrere Verbrechen begangen, und sein ganzes Leben hindurch den Weg des Lasters verfolgt. Aber was ist dir, liebe Mutter, du bist so bewegt, ach! welche geheime Leiden quälen dein reines Herz, die du deinem Sohne nicht mittheilen willst?

„Du sollst sie wissen, Edmund. Besser du erhältst den Schlag von der Mutter Hand, als von einem Fremden. — Edmund, mein Sohn! wisse, William Price ist — dein Vater!

Mein Vater! schrie Edmund, und wurde leichenblaß; Katherine schluchzte laut, und Beide blieben mehrere Minuten in stummer Verzweiflung stille.

Edmund erfuhr nun von seiner Mutter alles, was die Leser schon wissen, außer dem

aber auch noch, daß der alte Morgan gestorben, und William, da die Zeit seiner Verbannung zu Ende war, nach England zurückgekehrt sey. Man erkannte ihn nicht mehr, denn zehnjährige Abwesenheit hatte seine Gestalt verändert. Er war auch in der Gegend von Tintern herumgeschlichen, wahrscheinlich als Räuber, und hatte sich Katherinen gezeigt. Er erkundigte sich um seinen Sohn und sagte ihr, daß es nicht seine Meinung sey, sie in ihrer häuslichen Ruhe durch seine Gegenwart zu stören. Ich bin arm, und ihr habt auch keinen Ueberfluß, setzte er hinzu. Wenn ich eine Guinee nöthig haben werde, so werde ich mich an dich wenden, und du wirst sie mir nicht verfahren, da du meiner so wohlfeilen Kaufes los wirst. Jetzt gieb mir einige Schillinge, denn ich bin hungrig. Katherine gab ihm, was sie bei sich hatte, und als sie noch Fragen und Bitten an ihn richten wollte, hatte er schon das Gehege am Wege übersprungen, und rief ihr noch drohend zu: „Wage es nicht Weib, dem armen William Morgan etwas zu versagen, warum er dich bitter; sonst könnt William Price von dir erzwingen, was du jenem verweigert.“

Seit dieser Zeit hatte er Katherine öfters mit neuen Forderungen in Verlegenheit gesetzt. Sein Name war in der Gegend zum Schrecken geworden, und seit dem Mord an dem Jäger wußte auch die Umgegend, daß William Price, jener Vermisste sey, der Vater des jungen wackern Pfarrers.

Edmund hatte die Erzählung seiner Mutter mit Grausen angehört. Mutter, sagte er, ich will meinen Vater sehen; ich kann auf dieser Welt, die er bald wird verlassen müssen, nichts für ihn thun. Aber er ist noch nicht für jene Welt vorbereitet, welche er bald betreten wird. Dieses Geschäft will ich selbst übernehmen, und schenkt mir Gott Kraft und Beistand, seine Seele dazu zu stimmen vor dem Throne des Ewigen erscheinen zu können.

Schon am folgenden Tage begab sich Edmund nach Monmouth und ließ sich zu William Price führen. Er gab sich für einen Freund der Miss Morgan aus, welche ihn sende, um zu sehen, ob seine traurige Lage in etwas zu mildern sey. Man kann sich denken mit welchen Gefühlen Edmund den Vater betrachtete, den er jetzt zum erstenmale

sah, mit Ketten belastet, auf feuchtem Stroh, in einem dunkeln Kerker, aus dem er als Mörder und Räuber bald zum Richtplatz gehen sollte! Dieser Vater war beiläufig 50 Jahre alt, von robuster Körperbildung, seine Haltung drückte Festigkeit und Kraft des Geistes aus; aber mit Schmerz erfüllte es Edmund, daß durch die lange Verbannung unter lauter Verbrechern und das Geserbe das er später trieb, eine tiefeingewurzelte Rohheit aus seinem ganzen Benehmen sprach, so daß Edmund bald bemerken konnte, daß er ihm überlässig war, weshalb er ihn bald verließ.

In der Folge besuchte ihn Edmund zweimal in der Woche, aber immer blieb William hart und verstockt; doch Edmund verdoppelte seinen Eifer, um auf das Herz seines Vaters zu wirken, so daß es ihm endlich gelang, daß er ihn anhörte, wenn er auch kein Zeichen von Reue zeigte. Endlich aber, wie groß war Edmunds Freude, als er eines Abends, beim Weggehen, seine Hand faßte, und ihn bittend fragte: „Wenn seh' ich Sie wieder, mein Herr?“ So war es ihm also gelungen in dieser verbrecherischen Seele das Gewissen zu erwecken, es rief nach ihm.

Der Tag, an welchem Williams Urtheil gesprochen werden sollte, erschien. Der Gerichtssaal war gedrängt voll von Menschen. William erschien, zur Verwunderung Aller, vor seinen Richtern, wie ein Mensch der mit Gott veröhnt ist. — Das Todesurtheil wurde über ihn ausgesprochen; er hörte es ruhig an, und sagte: „Wie geschieht nur wie ich es verdiente.“

Nach der Verurtheilung wurde William ins Gefängniß zurückgeführt. Edmund erwartete ihn dort. Es blieben nur noch wenige Tage bis zur Vollstreckung. Jetzt, da kein Lästerwort mehr die Lippen des Vaters entweiheten, da die sanften Eröstungen der Religion sie verschleucht hatten, jetzt konnte Edmund nicht mehr den Gedanken ertragen, daß sein Vater dieses Leben verlassen sollte, ohne seinen Sohn gesehen, erkannt zu haben, und ohne zu wissen, daß er es sey, der ihn auf dem letzten fürchterlichen Gang begleite. Dieser Tag kam.

Edmund hatte die Nacht über seinem Vater etwas erbauliches vorgelesen, auch ihm das heilige Abendmahl gereicht. Da sprach William: „Mein Freund! mein Wohlthäter!

ich hätte wohl noch einen Wunsch im Leben, den ich bisher nicht habe laut werden lassen; der aber um so heftiger in mir wird, je näher meine letzte Stunde heranrückt. Ich wünschte mein Weib noch einmal zu sehen, um sie zu bitten, mir den vielen Kummer zu verzeihen, den ich ihr im Leben verursacht habe.“

„Meine Mutter“, schrie Edmund, der sich nicht mehr zurückhalten konnte, „liegt in diesem Augenblicke gewiß auf ihren Knien und vereinigt ihre Gebete für dich mit den unfrigen, — und dein Sohn, mein Vater, liegt hier zu deinen Füßen!“

William konnte kaum athmen, das Wochen seines Herzens wollte ihm die Brust zersprengen, er konnte kein Wort hervorbringen, und ein Thränenstrom schoß aus seinen Augen.

Edmund umfaßte seine Knie. William hob ihn auf und schloß ihn lange in seine Arme, er betrachtete ihn, weinte, und sank endlich selbst auf seine Knie und dankte Gott für diesen Augenblick. Dann wurde er ruhig, so daß Edmund ihm in kurzen Worten seine bisherige Lebensgeschichte erzählte.

Als der junge Priester dieselbe geendet hatte grante der Tag, und William wurde dadurch mit Schrecken erinnert, daß er nur noch wenige Stunden leben, und dann seinen braven Sohn auf immer verlassen müsse. Er bat Edmund ihn nicht zu verlassen, und ihn zum Schaffot zu begleiten. Edmund versprach es.

Die Stunde schlug, William war bereit. Edmund gieng an der Seite seines unglücklichen Vaters. Indem der Zug durch den Hof gieng, der zum Exekutionsplatz führte, hielt William an.

„Mein Sohn, sprach er, an diesem Plage war es, wo ich dich als Kind zum erstenmal sah. Deine Mutter trug dich auf den Armen und hielt dich mir beim Abschied hin, mit der Bitte dich zu küssen. Dieß war der erste Kuß, den du von mir erhieldest, empfang nun meinen letzten, und wenn ich hoffen darf, daß Gott einem Sterbenden gnädig einen Wunsch gewährt, so wird er dir deine letzte Stunde versüßen und leicht machen, wie du die meinige in diesem Augenblicke.“ Als er diese Worte gesprochen hatte, drückte er Edmund an seine Brust und küßte ihn lange und innig.

Dann gieng er schnellen Schrittes zum Schaffot, und bald hatte er dem Gesetze Genüge geleistet!

Der Zaubertisch.

(Ein Märchen von Langbein.)

Mariechen, eine schöne Maid,
Unschmelzeten zwei Freier;
Doch war nur Heinrichs Zärtlichkeit
Dem Liebchen wech und heuer.
Er sah sein freundliches Gemüth
Von vieler Menschen Gunst umblüht;
Doch Kurd, von rauhen Sitten,
War nirgend gut geliebt.

Nur Wolfram, Mietchens Vater, trat
Gewogen ihm die Bräute,
Und gab einst dringen ihn den Rath,
Dah sie den Klop beglütete.
Und als das sanfte Mädchenbild
Um Heinrichs Rechte, sprach er wild:
„Sa mag denn unter Beiden
Ein Weibrecht kurz entscheiden.“

Du weisst, ich liebe guten Wein
Und jarke Lederbissen,
Und habe hier im Dorf die Pein,
Das all's zu vernünnen.
Tagtäglich wech nur Kohl und Kraut
Mir auf dem Teller aufgebaut,
Und, um dem Durst zu wehren,
Muss ich den Bierkrug leeren.

D'rum sollen sich zu dem Vertrag
Die Freier mir verpflichten,
Mir auf den ersten Osterstag
Ein Gasmahl auszuzeichnen.
Wer dann die besten Schüsseln bringt,
Mag unbescheitlen, unbeding,
Als Bahn im Korbe lachen,
Und Hochzeit mit Dir machen.“

Mariechen schwieg und dachte schlau:
Mein Heinz soll mir wohl bleiben!
Kurd ist zu trag' und zu genau,
Viel Gutes aufzutreiben.
Doch heizen send' ich in die Stadt,
Wo man die feinsten Waren hat,
Und lass', dah wir legen,
Mein Spargeld dahin steigen. —

Den Freiern ward der Weibrecht nun
Von Wolfram vorgetragen.
Sie stuzten, doch was war zu thun,
Als freundlich Ja zu sagen?
„So gilt's denn!“ rief er: „Geizt nur
nicht!“

Gorget, dah der Tisch beinahe bricht!
Schafft Rheinwein und Kapadne!
Das macht mir gute Laune.“

„Nah' war der Osterstag, und fern
Die Heimath edler Weisen:
Man hatte dahin auf und gern
Zwei volle Tagereisen.
D'rum stakte Mietchens schnell ihr Gold
In Heinrichs Hand, und sagte hold:
„Kauf hübsch für unsern Hsten,
Damit wir Hochzeit halten.“

Er schwang sich auf sein Eselin,
Sobald der Hahn ihn weckte,
Und lenkt' es in den Wald hinein,
Der sich zur Stadt hin streckte.
Er trabte bis zur Wüstereck:
Dann lagert' er aus Müdigkeit
Sich auf den jungen Hsten,
Und ließ sein Thierlein grasen.

„Ich komme, dacht' er, früh genug
In's Haus zum goldenen Haden.
Es wird noch einen frischen Krug

und Schlafraum für mich haben. —
D'rauf schlang er seines Sackets Band,
Aus Furcht vor Dieben, um die Hand,
Und fiel ohn' allen Kummer
In einen sanften Schlummer.

„Indeh Tam Kurd, der rohe Geiß,
Den Märktweg her geritten,
Sah' Heinrich's Schlaf, und schnapp:
war dreißt
Der Sackel abgesehritten.“

Erreute ob diesem guten Fang,
Entwich er unbemerkt, und sana:
„Trala! der Wolf will schlingen,
Und Heinslein kann nichts bringen.“

Der arme Knabe schlief noch süß,
Und sah lust mit Entzücken
Vom Traumgott sich ein Paradies,
In Liebchens Seite, schmücken.
Im Zwi verschwand die Zaubersprach,
Als er, in Finsterniß erwacht,
Die Hände vor sich streckte,
Und den Verlust entdeckte.

Er lief umher, ob wo im Wald
Des Räubers Fußtritt klinge;
Er wünschte, dah ein Erdenspalt
Urverschnell ihn selbst verschlinge.
Auf einmal funktelt' ihm ein Licht
Aus ferner Waldnacht in's Gesicht,
Und er, nach raschem Nichte,
Kam dort an eine Hütte.

Er klopfte mit bescheidner Art,
Damit man ihm nicht fluche.
D'rin rief alsbald ein Stimmlein jar:
„Wer kommt noch zum Besuche?
Frei sagt es Lili gleich voraus:
Nur Männern öffnet sich ihr Haus,
Und hübsche, junge Gäste
Empfängt sie stets auf's beste.“

„Ich bin ein Mann,“ sprach Heinrich
d'rauf,
„Ein ehelicher Geselle.“
Nicht slog das Weiblein lustig auf,
Und vor stand auf der Schwelle?
Ein bieres Weiblein, wunderart,
Und, wie ein Scheubild, ungestalt.
Dem Knaben blieb vor Schrecken
Der Gruß im Munde stecken.

Die Augen waren klein und grün,
Gleich frischem Wirsengras;
Entleht von einem Niesen schien
Dagegen Lili's Nase.
Gleichwie ein Stig von Hand zu Hand
Den dreien Graben überspannt,
So hatte jener Hagen
Den Mund ganz überzogen.

„Seing trat zu dich, um an der Thür'
Gleich wieder umzukehren.
„Bleib, Büschlein,“ sprach sie, „bleib
doch hier
In Büschen und in Ehren!
Ich lade sonder Furcht dich ein;
Du wirst mir nicht gefährlich seyn;
Doch will ich wohl erlauben,
Mir einen Kuß zu tauben.“

„Nein,“ sprach er, „rauben will ich
nicht;
Ich selbst ward heut' bestohlen,
Und steh, weil mir Geld gebriecht,
Hier vor Euch, wie auf Kohlen.“ —
„D!“ sagte sie, „das thut mir leid!
Erzähle mir mit Offenheit
Umständlich deine Sache
D'rin unter meinem Dache.“

Er ging ins Haus, mit halbem Zwang,
Und sah, bei hellen Kerzen,
Zwei Männlein, kaum drei Spannen lang,
Wie junge Kästlein scherzen.
„Du Loch!“ rief sie gebieterisch.
Sie hüpfen unter einen Tisch,
Und horchten beim Berichte
Der Welt- und Brautgeschichte.

Am Schluss sprach Lili: „Glaube mir,
Geld hab' ich nicht in Händen;
Zum Weibrecht aber will ich dir
Ein Zaubertischlein spenden.
Sobald man Tischlein, deß' dich!
spricht,
Sieht man ein köstliches Gericht,
Sammelt aus gesuchten Weinen,
Im Nu daraus erscheinen.“

„Der Gabe wär' ich herzlich froh!“
Sprach Heinrich voller Freude.
Kluger rief sie unter'n Tisch: „Hallo!
Bring's! Tischlein her, ihr Weide!“
Die Männlein tuerten d'rob, nach Art
Erboster Hünlein, in den Bars,
Und blieben unerschrocken
In ihrem Winkel hocken.

„Auf! auf!“ schalt Lili: „Ober
kränkt
Mein Vorsatz euren Magen?
Ihr denkt wohl, ist der Tisch verschentk,
So wird euch Hunger plagen?
Weh' dem, der solch Gesinde hat!
Euch Abste mach' ich wohl noch fast!
Thut, was ich euch befohlen,
Sonst werd' ich etwas holen!“

Und kaum erhob sie sich vom Sig,
Die Geißel herzutangen,
Als schon die Bierge, wie der Witz,
Fort nach dem Tischlein sprangen.
Es war, entbist' von aller Pracht,
Nur schlicht aus Zinnenholz gemacht;
Doch es bestand, mit Ede,
Die angestellte Probe.

„Nimm's hin,“ sprach Lili, „um
dein Leid
Auf einmal zu verschmerzen,
Und deine liebe, süße Maid,
Als Bräutigam, zu herzen.“ —
Zu Boden, mit verklebtem Sinn,
Sah' jetzt die trauke Sprecherin,
Und zupfte Band und Kädchen,
Wie ein verschämtes Mädchen.

„Hört,“ sagte Heinz, „kann ich zum
Dank
Euch einen Dienst erwahren,
So bitt' ich sehr, Euch frei und frank
Darüber zu erklären.“
Nun that sie erst recht ämperlich,
Und seufzte schmachtend: „Küße mich!“
Still sicherten die Zwerge;
Ihm stieg das Haar zu Berge.

Doch aus gerechter Dankbarkeit
Konnt' er nicht widersehen.
Zuoberst mußte sie beist
Die große Nase wechen.
Das that sie mit der linken Hand;
Ihr rechter Arm umschlang den Fant,
Und das Gesinde lachte,
Als Heinz das Opfer brachte.

D'rob strafte sie auf freischer That
Die Kackstein derb mit Schlägen.
Sie kreischten laut, und Heinrich bat,
Die Geißel wegzulegen.
D'rauf schied er wohlgemuth von ihr,

Schwang sich auf sein getreutes Thier,
Und fand noch kurzem Tadeln.
Das Haus zum goldenen Raben.

„Der Wirth, gebt mir ein Kämmerlein;
Mehr hab' ich jetzt nicht nöthig.“
Man gab ihm ein Rabuchen ein,
Und war zur Kost erdödig.
„Es mangelt mir an Speisegüter,
Entgegnet' er, und schloß die Thür,
Um an des Tischleins Gaben
Sich heimlich zu erlöben.

Der Beutelschneider hatte schon
Im Gasthof eingeschrieben,
War vor dem neuen Gast gestoh'n,
Und hatte sich verbrochen.
Er sah im Winkel, wo er stand,
Den Zaubersich in Heinrichs Hand,
Und sprach sich für: „Vogel Wunder!
Was macht er mit dem Plunder?“

Er schlich an Heinrichs Brettermach,
Erbachte da durch Spalten,
Wie er sein „Tischlein, deck' dich!“
Sprach,
Und sah ihn Tafel decken.
Wie staunte das der Neidhart an!
Er sann sogleich auf einen Plan,
Mit raubgewohnten Händen
Das Tischlein zu entwenden.

Und bald war sein Entschluß gefaßt:
„Herr Wirth,“ begann er lachte,
„Schafft mir ein Tischlein, wie der Gast
Jetzt eben mit sich brachte.“
„Da steht eins!“ sprach der Rabenwirth.
„Wein nicht mein Auge ganz sich irrte.
So gleichst du dich den Pärchen
Zoff seltsam auf ein Härschen.“

„Ja, wahrlich!“ sagte Kurd erseent.
„Ich kauf' zu jedem Preise;
Doch thut mir die Gefälligkeit,
Und lausche die Dinger leise.
Der müde Gast schläft bald und fest;
Ihr seht dann dieses in sein Nest,
Und bringet mir das seine:
So sind wir gleich auf's Meine!“

Der Gastwirth fragte: „Ei! warum
Soll ich den Handel stiften?“
Und Kurd war so gewaltig dumm,
Den Schleier ihm zu lüften.
Das schrieb sich Jener hinter's Ohr,
Nahm d'rauf den Umtausch glücklich vor,
Und Heinrichs Tisch kam leidend
Nun an den Beutelschneider.

Er trug ihn in sein Kämmerlein,
Und ließ vor allen Dingen
Sich mancherlei berühmten Wein
Von stummen Dienern bringen.
Das schmeckte trefflich, und er krank,
Bis er bezechet vom Stuhle sank.
Da lag er wie gebunden,
Und schlieft sechs volle Stunden.

Leicht konnte, bei so derbem Raufsch,
Der Wirth im Trüben fischen,
Und ihm gelang ein neuer Tausch
Mit diebeshaften Fischen.
Der Tauscherfinder Kirch empfang
Das unkrustbare, fehlerliche Ding,
Und Eli's Wundergabe
Stah für sich selbst der Rabe. —

Kurd war am Morgen froh und frisch;
Ihm ahnte nichts vom Raube;
Er machte sich mit seinem Tisch
Eifertig aus dem Staube.

Doch Heinz, als er vom Schlaf erstand,
Und nicht sein liebes Tischlein fand,
Durchlief das Haus mit Fragen,
Wer es ihm weggetragen.

Der Wirth, im Ausdruck frech und faat,
Und nicht des gewissenblude,
Zuhr auf: „Was schierst mich, Herr,
sein Quack?“

Der ist nicht werth der Diebe!
Auch schoß des Unholds böses Weib
Mit Drachenwuth ihm auf den Leib;
Kurzum, er mußte schwoigen,
Und still sein Thier bestreigen,

Zurück zur holden Zauberin
Nitt' er in vollem Sprunge.
Sie rief vergnügt: „Hoher? wöhin?
Willkommen, lieber Junge!“
Er trante süß sein Feind aus.
„Ei! sprach sie, das verunschiete Haus!
Man will dort nicht den Raben
Nimfonst am Schilde haben.“

Ich weite, Freund, der Wirth hat die
Das Tischlein selbst gestohlen;
Doch hab' ich einen Schergen hier,
Der soll's dir wieder holen.“
D'rauf hub sie einen Sad' empor
Vog einen Prigel d'raus hervor,
Und sagte: „Dieser Knüttel
Ist traun ein guter Büttel!“

Man rufer: Knüttel aus dem Sad'
Da kommt er, wie geflügelt,
Und wirft sich auf das Lumpenpack,
Das werth ist, daß man's prügelt.
Wo hin du willst, da fliegt er steck,
Und ruffst du: Knüttel in den Sad'
So schießt er folglosam wieder
In sein Gezell hernieder.

Nich dünkt, der kaffee Schlagbold
Wird dort für dich recht passen.
Ich will dir ihn um Minnesold,
Wie gekoren, überlassen.“
Und kaum bestimmte sie den Preis,
Mit ädlichem Umangen,
Von Heinrichs Mund und Wangen.

„Du ziehst ja,“ sprach sie, „ein Ge-
sicht,
Es möchte Stein, erbarmen!
Ich glaub's wohl, es behagt die nicht,
Nich Alte zu umarmen.
D, härtest du, mein schöner Fant,
Nur vor sechs Monden mich gekannt?
Da war ich jung und blühe,
Daß manches Herz mir glühe.“

Kein Zaubchen ward so viel, als ich,
Umgiere, umbuht von Zaubern.
Sogar ein Zauberer ließ sich
Von meinem Reiz bezaubern.
Alein es war ein alter Bär,
Und niemand häßlicher, als er.
Ich war ihm, wollt' er minnen,
So feind, als sich die Spinnen.

Doch, wenn Gelegenheit sich fand,
Spielt' ich mit List und Ränden
Manch Zauberverweil ihm aus der Hand,
Und kann es nun verchenken.
Zun's doch viel and're Mägdelein auch:
Sie plündern einen alten Gauch,
Und die gemachte Beute
Genießen junge Leute. —

Einst traf der Meister bei mir ein

In einem goldenen Wagen,
Und ließ das edelste Geflein
Heraus von Zwergen tragen.
Ich schoß ihm alles kalt zuück;
Ich sagte: Das macht nicht mein Glück.
Wein Herz liebte einen Andern,
Und kann zu Euch nicht wandern.

Waid sprang er auf, berüthete mich
Mit seinem Sauberstabe,
Und donerte: Nun liebe dich
Der auserwählte Knabe! —
Und, wie man eine Hand umdreht,
Ward ich das Bild, das vor dir steht,
Und fühl' im Augenblicke
Die Nothdurft einer Krude.

Doch ich vergönnt' ihm nicht ein Wort,
Mich wieder zu begnaden.
Ich stoh in dieser Wadde dort;
hier kann er mir nicht schaden.
Er das, grädmnt von Dberwald,
hier nur in Schmettelingsgestalt,
Um fromm sich zu beweisen,
Mein Hättchen still umkreisen.

Um immer hat er mich noch lieb,
Und ist sehr eifersüchtig.
Ich kranke meinen Wollendieb
Daher aus Nache lüchtig.
So oft ich einen jungen Mann,
Der mir gefällt, erwischen kann,
Wid' er, wie die's erangan,
Mit Ruß auf Ruß umfangen. —

Doch schwägend st' ich dir die Zeit;
Das ist des Aleris Sitt.
Leb' wohl!“ — Sie gab ihm das Geleit
Dinaus vor ihre Hütte.
Und als sie hier ihn noch umfing,
Zuhr hufsch! ein gelber Schmettelring,
Mit sichtbarlichem Weide,
Jachzornig zwischen Beide.

D'rob schlug sie ein Gelächter auf,
Womit sie sich noch letzte,
Als Heinrich schon in frischen Lauf
Der grauen Kleeper feste.
Der aufgebrachte Wollendieb,
Der immer ihm zur Seite blieb,
Daß er nicht rückwärts lenke,
Vorsolgt' ihn bis zur Schenke. —

Am Zaubertischlein schmauf' te gleich,
Der Wirth dort, wie ein König;
Da stiel ihm Heinrich in sein Reich,
Und er erschack nicht wenig.
Er hatte knapp noch Muth und Zeit,
Mit heftiger Geschwinigkeit
Vom Tisch sich aufzuraffen,
Und ihn beiseit zu schaffen.

„Herr Rabenwirth, ich bin so frei,
Mich wieder einzufleien.
Ich lasse mich, von wem's auch sei,
Nicht um mein Tischlein pellen.
In Eurem Hause stahl man's mir,
Und rechtlich habtet Ihr dafür!
Ich muß daher den Bürgen,
Nach laut des Sprichworts, würgen.“

„So würde doch, du Fieberwisch!“
Nief Jener. — „Geh den Prachter!
Er mach' da Lärm um seinen Tisch,
Als tof' er laufend Thaler!“
„Wie ihm zwei Kreuzer!“ schrie die Frau.
„Ein Bettler ist's, man sieh't's genau:
Der Brotpfad ist das Zeichen
Von ihm und seines Gleichen.“



Der Zaubertisch.

„D. spottet meines Sackes nicht!“
Verfest Heinz gelassen.
„Es hauset d'rin ein arger Wicht,
Der möchte haer Euch fassen!“
In aber sagte jetzt das Paar,
Der Mann beim Arm, die Frau beim Haar,
Um Furcht ihm einzuschleusen,
Und ihn hinaus zu werfen.

Schnell rief er: „Knüttel aus dem
Sack!“
Und tausend flog sein Ketter
Im Sack auf das Gaunerpäck,
Wie Blig' im Donnerwetter.
Sie prallten hochbestürzt zurück,
Sie schrien: „Verfluchtes Herzensstück!“
Und stob'n nach allen Ecken,
Um feig sich zu verstecken.

Der Knüttel ja, so sie hervor,
Und trieb sie raslos weiter.
Sie stürzten durch des Hauses Thor,
Und er war ihr Begleiter.
Sie rannen in gestrecktem Lauf
Das Dorf hinab, das Dorf hinauf,
Und er war allerwegen
Nach hinterdrein mit Schlägen.

Nachdem sie, lang' umher gehest,
Der Strecke viel geistren,
Da mußten sie vor Angst zuletzt
Um gutes Wecker bitten.
Demüthig beugten sie das Keie,
Und hoch und hehr gelobten sie,
Um allen Sereiz zu heben,
Den Tisch heraus zu geben.

Heinz rief dem Schläger, und er kam,
Und fuhr in seine Hülle.
Die beiden Gänder beachten zahm
Der Tisch in aller Stille.
Großmüthig sagte Heinz kein Wort,
Nist' eilig mit dem Schage fort,
Und, so versch'n zum Schmaufe,
Nahm er den Weg nach Hause.
Zag's d'rauf, von einem Berg herab,
Sah er sein Dorf von weiten,
Und just hinein in munter'm Trab
Den Nebenbuhler eiten.
Er wurde vor Best'äzung bleich,

Ein Beispiel zur Warnung.

Ein Fuhrmann aus Eitlingen (im Großherzogthum Baden) kehrte verstoffenes Spätsjahr mit seinem leeren Wagen Abends nach Hause zurück, wobei er das Vorderpferd hinten am Wagen festband. Er versank in Schlaf, von dem er in Folge des Wieherns des Pferdes, welches sich losgerissen hatte und davon gelaufen war, erwachte. Der Fuhrmann, indem er auf die Einfangung des Pferdes ansah, glaubte die andern zwei Pferde mit dem Wagen stehen lassen zu können, da ihnen ja der Weg zur Heimarh gut bekannt war, und er sie also dort, wenn sie anders nicht von selbst stehen bleiben würden, zu treffen hoffte. Es gelang ihm, das entronnene Pferd wieder einzuholen,

Dasz Kurd ein Fischlein, seine m gleich,
Ganz gleich am Fuß und Biatte,
Auf seinem Efel hatte.

„Du Sch! nge Eiti,“ rief er aus,
„Dasz mich getäuscht, betrogen!
Kurd ist, besorgt für Wolframs Schmaus,
Die auch ins Niez zerkogen.
Du gabst aus heisser Ruffbüchse,
Ihm einen Zaubertisch, wie mir,
Und wohl ist gar der seine
Noch besser als der meine!“

So zank' er in die Luft mit ihr,
Und spornet' und schlug mit Eifer,
Und ohnedies war schon sein Thier
Ein wunderbarer Käufer:
Drum kam er, wie des Windes Braus,
Mit Kurd zugleich vor Wolframs Haus,
Und ohne Gruß und Worte
Durchstürzten sie die Pforte.

Und als sie polsernd ins Gemach
Mit ihren Fischen drangen,
Zuhe Wolfram heftig auf und sprach:
„Was macht ihr denn, ihr Hängen!
Verfaheet doch kein Säubelich!
Ihr lauft ja gleichsam Sturm auf mich!
Soll ich an leeren Fischen
Mir Mund und Herz erweisen?“

„Für meinen leist' ich Euch Gewähr!“
Sprach Kurd: „Läst mich nur schalten!
Frisch töffel, Messer, Gabeln her!
Wir wollen Vorschmaus halten.
Ich kam zuerst an Euer Thor,
Und habe d'rum das Recht bevor,
Mit Wein und Schlectereien
Zuerst Euch zu erfreuen.“

Und wen er noch versammelt fand
Zu fräulichen Geschwägen,
Den nöthig' er mit Mund und Hand,
Sich mit zu Tisch zu setzen.
„Wir werden satt!“ sprach er vertraut,
Und „Fischlein, deck' dich!“ rief er laut;
Alein da ließ kein Brocken
Sich aus dem Fischlein locken.
Er stand verblüfft und säulenstarr,
Und ein Gelächter schallte.
„Aus nichts wird nichts, du toller Narr!“

Nief voll Verdruss der Alte.
„Und das auch Heinz, der mit Bedacht
Gonst alle Sachen kläglich macht,
Ein Spiel nicht besser factet,
Das hätt' ich nicht erwartet.“

Heinz mähnte dennoch seinen Tisch,
Sich fruchtbarlich zu zeigen,
Und plötzlich sah man Wein und Tisch
Und Beiam ihm entkeigen.
Was nu den da die Augen groß!
Doch Wolfram ah soaleich d'rauf los,
Und lobte Trank und Speise
Auf übertrieb'ne Weise.

„Voll Gift und Galle zankte Kurd
Mit unserm Heinz indessen.
„Halt's Maul!“ rief Wolfram: „Nicht
gehnerrt!
Dasz föbet mich im Efer.“
Und da der Zanker noch nicht schwieg,
Misch' er sich selber in den Krieg,
Nahm Jenen bei der Keufe,
Und warf ihn aus dem Saufe.

Kurd gab nun Braut und alles auf,
Gereich in volle Klammen,
Nief Freund' und Nachbarn allzuhaut,
Und bracht' ein Heer zusammen.
Er zog damit vor Wolframs Haus,
Badaan dort einen harten Strauß,
Und wollte hau'n und stechen,
Um seine Schmach zu rächen.

Da mußte denn der Knüttel d'ran,
Die Feinde zu zerstreuen.
Gewaltig floh er seine Bahn,
Sie weißlich abzuhäuen.
Wie eine Heerde Schafe fleucht,
Wem sie der Wolf vom Felde scheucht,
So floh mit Schimpf und Schande
Die rath verstäubte Bande.

Und Vater Wolfram, als er saß
Vor Lachen d'rob gekorben,
Sprach freudig: „Lieber Heinz, du hast
Mein Niefchen brav erworben.
Nach Dlern werdet ihr ein Paarz,
Noch biss' ich mich auf immerdar,
Bis ich im Grabe falle,
An deinem Tisch zu Wasse.“

mit dem er nach einer halben Stunde zu Hause ankam. Aber hatte er das eine Pferd wieder gefangen, so waren jetzt die beiden andern verschwunden. Er glaubte, schlaue Diebe hätten das hintere Pferd losgebunden um sich während seiner Wiederbefangung in Besitz der verlassenen setzen zu können, und es giengen mehr als 14 Tage hin, ohne die geringste Spur der Pferde aufzufinden, bis ein Knabe aus Bruchhausen sie im dortigen Walde traf, in dessen Dickicht sie sich verloren und durch den Wagen so verwickelt hatten, daß sie auch mit der anstrengtesten Mühe nicht hätten freit werden können. Beide Pferde waren aber Hungers gestorben, nachdem sie Alles was sie um sich her Genießbares zu erreichen vermochten, aufgezehrt, und selbst die Wagenbeschfel durchnacht hatten.

Das Hunde-Institut.

Wer nach Paris kommt, veräume es ja nicht, das Hunde-Institut daselbst zu besuchen. Folgenden Aufsatze entlehnen wir aus den Erinnerungen eines Reisenden, der dasselbe gesehen:

„Man hatte uns von dem Hunde-Institut des Hrn. Prestance gesagt; wir ließen es uns zeigen. Es war ein niedliches Häuschen, recht bequem für Hunde, auf den äußern Boulevards, unweit dem Invalidenhotel. Auf die Frage, ob Hr. Prestance sichtbar sey, gab uns sein Bedienter zur Antwort, er sey auf dem Marsfeld mit den großen Exercitien beschäftigt, werde aber bald mit seiner Truppe nach Hause kommen. Dies geschah auch wirklich eine Viertelstunde nachher.

„Wir hörten einen großen Lärm vor der Thür. Diese flog weit auf, und wir sahen Prestance an der Spitze eines Hunde-Bataillons hereinrücken. Er ist ein Invaliden-Offizier, und scheint ganz dazu geschaffen zu seyn, Hunde zu befehlen; denn er ist kurz und unterseht, so daß die Hunde leicht an ihm heraufschauen können; dabei hat er eine imponirende Stimme und eine so bewegliche Physiognomie, daß die eine Seite seines Gesichtes Beifall, die andere Mißvergüngen ausdrücken kann. Ohne auf uns Acht zu geben, ging er mit ernsthaftem Schritte bis mitten in den Raum, wo wir uns aufhielten. Dort blieb er stehen, und gab ein Zeichen mit der Hand; sogleich versammelten sich alle Hunde um ihn her. Dann rief er: Achtung! Alle Schnauzen hoben sich empor und behielten die Stellung zum wenigsten drei Minuten lang bei, bis der Anführer durch ein anderes Zeichen Rechts-um-lehrt-euch! gebot, und das Bataillon auseinander gehen ließ.

„Dies Zeichen wurde, wo nicht besser, doch ebenso gut verstanden als das erste. Die Hunde liefen unter vielem Scheul, Gebell und Gewinsel untereinander und sahen von Zeit zu Zeit ihren Erzieher bedeutensvoll an, als wollten sie fragen: ob es noch nicht Zeit zum Essen sey. Prestance verstand ihre Blicke, sah nach der Uhr und befohl, das Essen herbeizubringen.

„Dann wandte er sich zu uns und sagte mit einem Tone, worin noch etwas von dem Hunde-Kommando herrschte: „Sie sehen hier, meine Herren, die schönste Hundetruppe, die auf Gottes Erdboden ist; so viele Anlagen, so viele Tugende sieht man nirgends als hier. Freilich kostet es mir manchen Schweißtropfen; aber dafür gelingt mein Unterricht auch auf's Beste. Diesen großen Hund,“ fuhr er fort, indem er auf ihn

zeigte, „habe ich erst seit drei Monaten; er hatte den hartnäckigsten Sinn; aber nun ist er so gelehrt, daß ich ihm nur Winke zu geben brauche. Er wird seinem Herrn, einem General, der auf ihn mehr hält als auf Alles, was er hat, gewiß Freude machen. Jenes Windspiel da, wäre schon längst mit seinen schönen Anlagen einer der geschicktesten Köpfe meines Hauses; allein Mangel an Gedächtniß, zu große Liebe zur Zerstreuung, Hang zum Faulenzen, bereiteten anfangs mein Bemühen. Doch habe ich endlich alle Schwierigkeiten überwunden, nun wird es bald, wohl unterrichtet und wohl erzogen, die Schule verlassen. Jener Grauhaar schien als Possenmacher zur Welt gekommen zu seyn; da er aber zum ersten Amte eines Schloßwächters bestimmt ist, so habe ich es mir sehr angelegen seyn lassen, seinem Verstande eine bessere Richtung zu geben. Sie können sehen, wie anständig nun sein W. tragen ist.“

„Und so ging Prestance seine ganze Erziehungs-Anstalt durch. Wir fragten ihn, was es denn mit den großen Exercitien für eine Bedeutung habe.

„In meiner Anstalt, erwiederte Prestance, herrscht die größte Ordnung; vier Tage in der Woche bekommen meine Zöglinge Privatunterricht: die übrigen drei Tage begeben sie sich alle zusammen mit mir auf das Marsfeld und zeigen dort öffentlich, was sie gelernt haben. Kommt ein neuer unerfahrener Zögling, so muß er zuerst die Andern begleiten, und bleibt während der Exercitien unter einem Baume sitzen, um den Andern zuzusehen. Bemerkte ich nun, daß ihm die Lust ankommt, auch so gelehrt zu werden als sie, so fange ich meinen Unterricht mit ihm an. Allgemeine Regel in meiner Erziehungsanstalt aber ist, daß nie das Geringste getroffen wird als nach den Exercitien. Mit diesem Grundsatz richte ich mehr aus als mit Prügeln. Sie werden über die Geschicklichkeit meiner Zöglinge erstaunen, wenn Sie ihren großen Exercitien beiwohnen.“

„Unter dessen traten Herren herein, welche sich nach den geistigen Fortschritten zweier Hunde erkundigten, die einer Dame angehörten. Prestance belehrte sie hierüber auf's unständlichste; dann wurde das Gespräch allgemein, und fiel auf den Charakter und die großen Fähigkeiten des Hundgeschlechts. Prestance war in seinem Elemente.

„Einer dieser Herren versicherte, neulich auf einer Reise von einem Hunde gehört zu haben, der nicht seines Gleichen habe, Prestance beschwor ihn, die Geschichte desselben ihm nicht vorzuenthalten. Dann erzählte der Herr Folgendes: „Als ich vor einiger Zeit durch Laval reiste, war in

der Stadt das Gespräch vom Tode eines außerordentlichen Hundes. Man hatte allerlei merkwürdige Züge von ihm zu erzählen. Einer führte an, wie dieser Hund dreimal seinem Herrn das Leben gerettet habe; ein Anderer, wie er der Liebesbote desselben gewesen sey, als Jener um ein Mädchen in Kalal freite, und wie der Hund nicht eher gewichen sey, als bis das Mädchen ihm eine Antwort für seinen Herrn übergeben habe; ein Dritter erzählte, wie er alle mathematischen Instrumente des Feldmessers, dem er angehörte, so genau gekannt habe, daß er ihm jedes Mal das Nöthige habe holen können. Jetzt aber der sonderbarste Zug: Man pflegte durch ihn täglich das Fleisch vom Markte abholen zu lassen, und ihm deshalb einen Korb mit einem Geldstück in's Maul zu geben. Der Fleischer wußte, wie viel Fleisch man bedürfe, legte dasselbe hinein, nahm dafür das Geld, und schickte den Hund wieder zurück. Eines Tages lief das Thier eben mit seinem Korbe zum Markte, als es auf dem Wege von einigen beißigen Hunden geneckt und angegriffen wurde. Da es sich seines Korbes halber nicht vertheidigen konnte, so setzte es denselben in einen abgelegenen Winkel nieder, kehrte schnell auf den Kampfplatz zurück, fiel über seine Gegner her, und jagte sie nach einigem Gefechte in die Flucht. Ein Freund

seines Herrn hatte Alles beobachtet, und um sich einen Spaß zu machen, nahm er das Geldstück aus dem Korbe. Als der Hund seinen Korb mit den Zähnen ergreifen wollte und das Geldstück nicht mehr sah, schien er sehr befürzt, lief ängstlich umher, und da er eben vor einer Bude vorbeikam, wo Geld gezählt wurde, sprang er hinzu, schnappte nach einem Geldstück, ließ es in seinen Korb fallen, und lief damit fort.

„Prestance gestand, daß ein solcher Geniestreich ihm unter seinen Zöglingen noch nicht vorgekommen sey. Er klagte, daß die Pariser Damen ihre Hündchen zu sehr verzärtelten, besonders die bezahlten Wittwen. „Ich ward einmal zu einer solchen Wittwe gerufen,“ sagte er, „die einem Hündchen etwas lehren lassen wollte, welches so fett geworden war, daß es kaum noch gehen konnte. Es war beständig eingeschlossen; nur zur Mittagsstunde führte sie dasselbe täglich an einem Rasenteppich hinter dem Hause spazieren, indem sie über das Hündchen einen Sonnenschirm hielt. Dieser Anblick verdros mich dergestalt, daß ich ihr geradezu erklärte, mit solch' einem Luder sey nichts mehr anzufangen. Sie hätten die Wuth der alten Dame sehen sollen! Sie jagte mich fort und verbot mir, jemals wieder ihre Schwelle zu betreten; ein Verbot, welches ich nicht verletzete.

Der Bauer und sein Spiz.

„Ach, armer Spiz! du quedes Vieh!
 „Diß miess mererlewe!
 „Es so Hund wie der he's nie
 „Dit Manngebende gewet!“
 „So lammedit der Bekter Hans,
 „So hillt in ihrer Kammer
 „D Baas räth, just nit ohn' Ursach ganz,
 „Denn höre nur de Jämmer:
 „Die Frau, ihr Mann un noch e Hund,
 „Die drei sin d'ezig'ge Weise
 „Im ganze Hoff, die jedi Stund
 „Enander lieb gewese.
 „Der Spiz, gewiß der best wo hie,
 „Der grad wis' Kind agolte;
 „Sie henn ne gued gemächit un nie
 „Verschlaue oder g'scholt.
 „Uf einmot wurd min Birstel krank,
 „G'isch in de heisse Daie;
 „Wohl duen sie unterm Hffebank
 „Wie biegle un weepfleje;
 „Der Mann holt bi'ne Schinder Hooh
 „Unn d' Frau duet festlose loofse
 „Doch unefunsch. Am Dwe spoot,
 „Wie d'Wächter jehn gelofe,
 „Werdeit er sich, streckt alli vier,
 „Unn duet derno verschrude.
 „Die Albe fehn's, es g'schmacht ne schier:
 „„Ach, kunn mer dich begleide,
 „Du lieber Spiz! jez bi'sch de dod;
 „Du wursch de Wei uns zate;
 „Nier folje nooch, freij oder spoot,
 „Duen sie uns zamme late!“

Den n-andre Morje doch, was g'schick?
 „Wi der Magister s' Glödel
 „Zum Frier-Gebet will litte, sich
 „Er hinkern Holder-hekel
 „En akefisch's verworfen Grab.
 „„Es isch doch zid em Dektie
 „Ken licht g'sinn wo i g'funge hab
 „Unn g'orgett unn gelitte;
 „Unn do e Grab? Wenn eb's der mae?
 „Es isch mer un d'Gebiere!“
 „Er holt de Dodegräber her,
 „Der muß glich experdiere;
 „Unn zeit e Hund eruf am Schwanz.
 „„Dis isch im Hans sin Spizgel!“
 „Heißt's glich. „Dis gitt e schreener Tanz!
 „Bergehn soll dem der Ritzel,
 „E so en-Dos in heil'ji Erd
 „Ze delwe. Schla der Dunder!
 „Haw i mein Ledda so ebs g'heert?
 „Der Pfarrer wurd nit munder
 „Ne frose drum. Im Auebit
 „Will i's ehn rabbordiere.“
 „Er geht. Do kummt ze quedem Glück
 „Der Hünfel ze marschiere.
 „Er will e Noosmarinstock noch
 „Sin Spiz uf's Gebel streck.
 „Er sieht die zwei unn s'offe doch,
 „Unn kann sich nimn verstreck.
 „Er bieet ne d'Bit, verbaddeet ganz.
 „„Wie henn mer's mikenander?
 „Ihr mache scheent Sache, Hans,
 „Mit eurem Hund satpander!“

In eurer Hutt meecht i bigott
 „Nis sin! Mer wurd euch lehre!
 „Er kenne s'Gleg, wenn eins mit Spott
 „Duet s'heiligtum entsehe.“
 „Was feit dis G'leg mich? fast der Baur;
 „Mer Spiz, dis kann i b'schwore,
 „Verdient dis Hünfel an der Muire,
 „Dis si em jez verwehre.
 „Er isch e frummes, g'scheutes Thier
 „Un het sin Pflicht im Lewe
 „So gued gedon wie ich unn ihr;
 „Eo heb' a wenni gewe.“
 „Unn wär's der einzi, wo so hie;
 „Wär's in sin G'schlecht en Engel,
 „Benzisch e Hund doch nur e Vieh.
 „Verkehre er mich, ihr Hünfel?“
 „„Doch eins, min Herr Magister, wend
 „Die Sache; for em Sterwe
 „Het noch min Spiz e Testament
 „Gemacht unn Sie als Erwe
 „Mit fufzeh Gulde drin bedenk,
 „Unn grad noch vor em Scheide
 „Im Dodegräber acht g'schent...“
 „Wenn dis isch, sat mit freude
 „Der Herr Pfarrer druf, ze will
 „I d'Sach nit wittersch drinwe;
 „G'bescht ich mer schwetjen-alli still,
 „Der Hund kann drunte bliwe.
 „Es kummt halt nur uf d'Umständ an!“
 „Der Hans duet heimlich lache
 „Unn denkt: kuroff Sache kann
 „E Testament doch mache!

8.....

Schlecht beholnter patriotischer Eifer.

Im gegenwärtigen Augenblicke, wo die Rübenzuckerfabrikation allenthalben Fortschritte macht, so daß sogar in Frankreich die Vetreibung dieses Industriezweigs mit einer starken Auflage belastet zu werden droht, theilen wir unsern Lesern folgende Anekdote mit, die sich in den goer Jahren zutrug.

Ein Riesländer, Hr. v. H., hatte viele Neigung zur Chemie, und da Alward in Berlin damals die Zubereitung des Runkelrübenzuckers in Gang gebracht, so hatte dieser Edelmann sogleich ähnliche Versuche angestellt, und durch seine Experimente sehr schönen krystallisirten Zucker erhalten. Ganz entzückt über den Erfolg seiner Versuche, hatte er sogleich die Post bestellt, um dem Kaiser als ein getreuer Unterthan die Erstlinge eines neuen und wichtigen Gewerbezweiges darzubieten. Nebenbei hoffte er von demselben Unterstützung zum Anlegen einer Fabrik von Runkelrübenzucker zu bekommen.

Als er zu Petersburg angelangt war, erfuhr er, daß der Zugang zu dem menschenscheuen Paul nicht leicht sey. Da der Kaiser jedoch täglich der Wachtparade beywohnte, so beschloß der Edelmann, diese Gelegenheit zu benutzen; er setzte daher zu Hause einen kurzen Bericht über seine glücklichen Versuche, über sein Vorhaben und seine Wünsche auf, und begab sich dann mit diesem Papier zur gehörigen Zeit auf den Parabplatz. Hier war eine Schnur gezogen, um die Zuschauer fernzuhalten; der Edelmann glaubte diese Schnur gelte nur den müßigen Zuschauern, nicht aber den Personen, welche dem Kaiser etwas Wichtiges mitzutheilen hätten. Er sprang also über dieselbe weg, und eilte auf den Kaiser zu. Sobald dieser einen Menschen in dem leeren Raume erblickte, ritt er ihm entgegen. Der Edelmann streckte seine Witschrift aus. Der Kaiser nahm sie an, und rief mit einem strengen Tone: „Wer seydt Ihr?“ — „Ich heiße von H*“, antwortete der Edelmann, und bin nach Petersburg gekommen, um Euer Majestät den Inhalt meiner Witschrift mitzutheilen.“ — „Geht sogleich nach Hause!“ befahl ihm Paul in demselben Tone wie zuvor.

Unser Kaiser ist etwas barsch in seinem Tone, dachte der Edelmann; das ist so seine Gewohnheit; wenn er aber meinen Bericht lesen wird, so wird er sich über meinen Vorschlag freuen. Mit diesen Gedanken ging er nach Hause, und dachte an nichts weiter als an seinen krystallisirten Runkelrübenfaß. Ungefähr eine Stunde nachher tritt ein Polizeyoffizier mit einigen Gemeinen bey ihm ein. Gut, denkt der Edelmann, da folgt schon die

Wirkung meiner Vorstellung! Da er aber kein Russisch verstand, so mußte ein Dollmetscher geholt werden. Es kommt einer, und spricht mit ihm: darauf wendet sich der Dollmetscher an den Edelmann und sagt: „Dieser Polizeioffizier will, daß Sie sich sogleich auskleiden sollen.“ — „Ankleiden, wollen Sie vermuthlich sagen, um mich ihm zum Kaiser zu gehen.“ — „Keineswegs; er will daß Sie Ihren Rock ausziehen, da er Befehl hat, Ihnen hundert Stockprügel zu geben.“ — „Allmächtiger Gott! was sagen Sie? mir Stockprügel geben? Hier muß ein Versehen obwalten.“ — „Heissen Sie Herr von H* und kommen Sie von der Insel Desel her?“ — „Ganz richtig.“ — „Nun! so ziehen Sie schnell Ihren Rock aus, und empfangen Sie ohne Wiederrede die von unserm gnädigen Gebieter zuerkannte Strafe.“

Der arme Edelmann verwünschte sein Schicksal, die Runkelrüben und seine Uebereilung bei der Schnur der Wachtparade. Er mußte die grausame und erniedrigende Strafe ausstehen, womit barbarische Völker in Schrecken gehalten werden. Er war furchtbar zugerichtet, wollte sich halb tot zu Bette legen und wartete nur, bis die abscheuliche Polizei Pauls I fortgegangen wäre. Allein ein neuer Schrecken überfiel ihn, als der Offizier ihm ankündigte, er habe Befehl, daß er sogleich nach Drenburg in Sibirien gebracht werde.

Selch' eine türkische Grausamkeit brachte ihn in Verzweiflung, und er konnte seinen Unwillen nicht länger zurückhalten. „Wie“ rief er, „man behandelt mich wie einen Verbrecher, weil ich dem Kaiser eine dem Staate nützliche Anstalt vorgeschlagen habe? Nein, nimmermehr werde ich mich so barbarisch behandeln lassen.“

Er wieder setzte sich in der That dem Polizeioffizier, der ihn mit sich fortziehen wollte, und schrie um Hülfe. Es versammelte sich ein Haufen Neugieriger vor dem Hause. Der Zufall führte gerade den Stadtgouverneur v. Pahlen vorüber. Dieser hielt still, und fragte nach der Ursache des Lärmens. Man sagte ihm, Jemand wiedersehe sich in dem Hause der Polizei, die ihn wegschleppen wolle. Er ging hinein und fragte den Offizier, was es gäbe. Dieser antwortete, er habe den schriftlichen Befehl, dem Fremden da hundert Prügel zu geben und ihn nach Drenburg in Sibirien zu bringen; die erste Strafe sey vollzogen. Jetzt schrie der Fremde, es sey ungerecht, ihn in's Elend zu verweisen. Pahlen ließ sich den Befehl zeigen. Als er ihn gelesen, rief er: „Dummkopf! Du verdienst eben so viel Prügel, als Du dem Fremden so eben gegeben hast. Nicht Drenburg

in Sibirien steht im Befehl; es heißt bloß, er soll nach Urenburg (auf der Insel Insel) zurückgeführt werden, wo er zu Hause ist.“

Hierauf wandte er sich an den liesländischen Edelmann. „Herr!“ sagte er zu ihm: „ich bin zu rechter Zeit gekommen, um Ihnen die Reise nach Sibirien zu ersparen. Was die Stockprügel betrifft, so stehen sie im Befehl, Ich hätte Sie nicht davon befreien können. Lassen Sie sich sogleich nach Ihrem Vaterlande zurückführen.“ — „Das soll man mir nicht zwei Mal sagen!“ entgegnete der Liesländer, und in Zeit von einer halben Stunde war er schon auf dem Wege nach seinem Vaterlande.

Völkerkunde.

Einige Notizen über China.

Unter die sonderbarsten Reiche der bekannten Erde ist wohl das chinesische Kaiserthum zu zählen, in welchem bei jedem Schritte alles in Kontrast miteinander erscheint. Der trefflichste, reichste Boden; das dürftigste, ärmste Volk; die größte Volksmenge (150 Millionen); große, unangebaute Provinzen; der älteste Ackerbau; die unwissendste, abergläubigste Nation; große weise Männer, und vortreffliche Gesetze, aber schändlichste Menschenbehandlung und höchste Despotismus; seine listige Ausbildung der Großen mit einem aufs Höchste getriebenem Ceremoniel, und das gemeine Volk eine schmutzige, gefühllose Menschenrace. Der Kaiser ist der einzige Herr des gesammten Bodens des Reichs, die Landleute werden nur als Pächter angesehen; jedoch wird selten ein Landmann verjagt, so lange er den Boden gehörig bauet. Aber jedes unangebaute Land gehört sofort der Krone. Der Ackerbau steht in China in großem Ansehen, so daß der Kaiser selbst jährlich einmal unter großen Feierlichkeiten den Pflug führt und einige Furchen pflügt, um damit seine Verehrung für den Ackerbau an den Tag zu legen.

In diesem Reiche ist ferner durchaus keine Freiheit auf irgend eine Weise etwas öffentlich über die Regierung laut werden zu lassen, obgleich auch Druckereien in China bestehen. Der einzige, der frei druckt, ist der Kaiser selbst. Dieser läßt in der Hofzeitung, und keine andere darf dort gedruckt werden, alles verkündigen, was ihm und seiner Regierung nützt. In China ist nämlich die Zeitung keine Bekanntmachung über die Tagesereignisse, sie lehrt die Nation auf keine Weise ihre und des Auslands wahre Lage, sondern sie ist ein Trug- und Lügenblatt, das nur allein

von den Großthaten des Kaisers, seinen Begnadigungen und Erhebungen zu höhern Chargen. Bestrafungen der Verbrecher, etc., sprechen darf. Diese Zeitung, die alle zwei Tage in Peking ausgegeben wird, soll allein dazu dienen, dem armen niedergedrückten Volke von der Bäterlichkeit der Regierung, von seiner Fürsorge für dasselbe, unwidersprechliche Beweise zu geben. Sie zeigt jedesmal an, welcher Mandarin oder Vorgesetzte eine gelbe Weste, oder gar die Pfauenfeder, oder auch als Bestrafung eine Rabenfeder an seiner Nütze erhalten hat. Die ersten sind, was bei uns die Kreuze und Orden, die Rabenfeder hingegen ist oftmals mit Einziehung aller Güter verbunden.

Eine andere wichtige, unwidersprechliche Druckschrift des Reichs ist der Kalender, der ebenfalls nur allein auf unaufhörliches Unterdrücken der Nation berechnet ist; denn der Kalender, eben so unantastbar als die Zeitung, muß fortdauernd dem Volke durch Astrologie oder Sterndeuterer den blindesten Aberglauben und die immigste Ergebung in die Rathschlüsse der allvorherrschenden Regierung aufheften, das Volk aber zugleich genau an die Feldarbeiten aller Art erinnern, damit es nicht verhungere, und mit dem größten übrig bleibenden Antheil die Scheunen und Magazine des edlen Volksvaters zu bestimmter Zeit anfülle.

Der Kaiser von China ist der uneingeschränkste Monarch und steht an der Spitze von sechs Tribunalien, in deren Händen alle Geschäfte des Reichs vertheilt sind. Der Monarch selbst genießt einer solchen slavischen Verehrung, daß man sogar vor den von ihm ausgefertigten Mandaten oder Briefen niederkniet und mit dem Kopfe neunmal die Erde berühren muß.

Die Grundidee der Regierungsweise der chinesischen Nation, nach welcher ein einziger Mensch so ungeheuer große Landstriche beherrscht, mag darin liegen, daß der Regent als Hausvater verehrt wird, der die Kinder nach Belieben mißhandeln, und sie in höchster Dürftigkeit kaum freithem schöpfen läßt, und der dennoch seit Jahrtausenden mehr als kindlich verehrt wird. Denn obgleich in China, so weit die Geschichte reicht, schon zweiundzwanzig Dynastien wechselten, und die Chinesen sich mit ihren Eroberern verschmelzten, so blieb doch die Grund-Idee einer patriarchalischen Regierung dem Ganzen so tief eingepflanzt, daß die Eroberer den Werth für sie davon einsehen, und schlau die Watermaske beibehielten, und das behörte Volk stets nach Willkür behandelten. So legt sich der Kaiser jetzt noch den Titel eines Vaters und Großvaters bei, und

Chinesische Mönche.



Chinesische Strafen und Bettler.

Rege
gen zu
f. Dieß
angehen
nieder-
zu Re-
alle un-
zu vgt
vorginge
der, ein
an fene
s bei un
umgehen
bunden.
Druck-
er eben-
er drück
der, ein
dauernd
deutere:
alle Er-
lebenden
ich genau
damit es
rig blei-
ne des
fülle.
schwül-
von setz
höfje des
geniegt
man so-
landaten
Kopfe
er chine
Wenig
dit, mag
vater der
u miffan-
kaum frei
feit Jahr-
rd. Denn
chte recht
elten, und
re Kamp-
er antre-
auf ein ge-
fie dann
beidehö-
Wille
jagt nach
s bei und

nennt sich überdies noch den einzigen Beherrscher der Welt und den Sohn des Himmels, vermöge dessen er Gesetze abschaffen und neue geben kann, indem bei der Idee eines Vaters jeder Widerstand strafbar ist. Hieraus entspringt auch der thörichte Stolz, als wären die Souveräne in Europa, weil sie ihm Gesandtschaften senden, gänzlich von ihm abhängig.

Diese väterliche Gottheit zeigt sich nur selten öffentlich, überzeugt, daß dem Volke das Unsichtbare stets heilig bleibt. Ist aber ein öffentliches Erscheinen angedeutet, so ist der Aufzug mit einer undeschreiblichen Pracht und Pomp, und wohl 50,000 Mann Garden begleiten ihn.

Eben so unzugänglich ist dem Volke ein Vizekönig einer Provinz oder ein vornehmer Mandarin, der seine Gegenwart mit verhältnißmäßigem Pomp der auf die Knie fallenden Menge ankündigt. Ihm voraus gehen Soldaten, Kopfabhauer, Henker und Kettenträger des Gouverneurs, bei dem er seine Visite machen will. Diese Staats- und Justiz-Beamten üben aber schnelle Gerechtigkeit. Die gewöhnlichste Strafe ist das Prügeln mit einem Bambusrohr. Eine zweite, schimpflichere, und zum Theil härtere Strafe, ist das hölzerne Joch, oder die Cangue. Es besteht aus zwei schweren Stücken Holz, die ineinander fügen, aber in der Mitte eine Oeffnung haben, worin der Kopf des Verbrechers paßt. (Man sehe die Abbildung auf der untern Abtheilung des Holzschnittes). Außer diesen Strafen giebt es auch eine Tortur, womit die schauderhaftesten Strafen verrichtet werden.

Sehr merkwürdig ist, daß es für Geld Chinesen giebt, die sich an der Stelle eines Andern selbst bis auf den Tod prügeln lassen. Ein solcher Stellvertreter übernimmt daher für Geld, nicht bloß den beinahe gewissen, sondern zugleich den auf Verbrechen haftenden Tod. Sollten wohl nicht anjetzt, bei den merkwürdigen Ansichten über Ehre und Geld, ähnliche Stellvertreter in Europa zu finden seyn?

Dogleich in China die musterhaftesten Gesetze bestehen, so werden sie doch leicht von den Beamten umgangen, und die größten Bedrückungen sind etwas gewöhnliches. Geld ist in China noch mehr als irgend einem Theile der übrigen zivilisirten Erde das erste Bewegungsmittel. Der Büttel, der Mandarin, der erste Minister, ja der Kaiser selbst, ist bestechbar. Bei Hofe ist die Bestechung so erstaunlich, daß keiner ein bedeutendes Amt, z. B. das eines Statthalters einer Provinz, unter 100,000 Fr. erhält, Dafür tauht er unge-

kräft Güter, Weiber, Ehre und Freiheit! Ein solches Amt wird nur auf einige Jahre verliehen; aber es trägt auch Millionen ein, und mit Beute beladen, macht man seinem Nachfolger Platz. Nur ein Beispiel unter vielen: im Winter 1792 wurde durch eine Ueberschwemmung ein ganzes Dorf zerstört, und die Einwohner konnten nur ihr Leben retten. Der Kaiser hatte einmal in diesem Dorfe übernachtet; als er dieses Unglück erfuhr, befahl er, den Verunglückten 100,000 Unzen Silber (etwa 800,000 Fr.) zu zahlen; hievon stahl der erste Minister der Schatzkammer eine ansehnliche Summe, der zweite ebenfalls u. s. w., so daß diese ansehnliche Summe bis auf 20,000 Unzen schmolz, bevor sie jenen Verunglückten zur Wiedererbauung ihrer Häuser eingehändigt wurde. — Es werden wohl eigene Censoren in die Provinzen geschickt, um über das Betragen der Beamten nach Hofe zu berichten, allein was darf man bei einer so niedern Geldgier davon erwarten?

Daher ist denn auch kein Handelsmann, ja keiner der sich nur zu einem gewissen Wohlstande hinaufgearbeitet hat, seines Vermögens sicher. Die Mandarinen lassen genau Acht geben auf die Lebensart der von ihnen Reichgelaubten. Sie suchen alsdann auf irgend eine Art ihnen Verbrechen aufzubürden, konfiszieren ihr Vermögen, und theilen den Raub unter sich.

Es bestehen eigentlich drei Klassen von Bürgern in China: Räuber oder Mandarinnen, Reiche, die voller Mißtrauen gegen Jedermann ihre Wohlhabenheit verbergen, und höchstens im Verborgenen ihres Lebens genießen, und endlich äußerst Dürftige und Bettler.

Die Menge der Armen ist aber so erstaunlich, als ihre Lage traurig, und die daraus entstehenden Verbrechen gegen die Menschheit schauderregend sind.

Duguignes, ein französischer Reisender, berichtet, er habe öfters in den Vorstädten von Canton Häufen von Armen gesehen, die sich gegen die Kälte zu schützen, des Abends gegeneinander preßten, und nicht selten triffe man vor Kälte und Hunger umgekommene Menschen an, die unter Holz und Steinen an den Kays liegen. Nach dem Zeugniß dieses Reisenden und denen der Engländer die als Gesandte einen Theil des Innern beobachteten, wimmelt selbst Peking von Bettlern. Um den Vorübergehenden Almosen abzulocken, thun sich dieselben oft die schmerzvollsten Marter an. Sie geißeln sich, legen eine glühende Kohle auf den Scheitel, stoßen die Köpfe gegeneinander bis sie ohnmächtig niedersinken;

durchbohren sich das Gesicht oder die Glieder mit eisernen Stäben, daß manche sogar unter den Martern erliegen. (Man sehe diese Weiber auf der Abbildung.) Dst stechen die Mütter ihren Töchtern die Augen aus, und führen diese Unglücklichen als Bettlerinnen umher, um Almosen zu erhalten. Wer schaudert nicht über die Gefühllosigkeit der Aeltern unter diesen Armen, wenn man liest, was glaubwürdige Reisende versichern, daß jede Nacht etwa 24 neugeborne Kinder in die Straßen gelegt, oder den Wellen im Flusse preis gegeben werden, so daß in Peking allein jährlich bei 9000 Kinder auf diese Art umkommen. Und alles dieß geschieht in einem so großen Lande, wo einige Provinzen ganz überfüllt sind, während so große Länderstriche noch unbesaut liegen!

Noch einer vierten Klasse müssen wir erwähnen, nämlich der Religions-Sekten, deren es viele giebt, und die eine besondere Verwirrung der Denkart in der Nation verursachen. Daher ein vielartiger Aberglauben, Wahrsagerei, Zeichendeuterei, Anbetung der Sonne, des Mondes, Verehrung gewisser erdichteter Thiere u. s. w. Die Sekte des Fo ist weit verbreitet und hat sehr viele Priester, Pagoden und Götzenbilder; sie tragen lange dunkle Röcke und eine Art Rosenkranz; sie leben im Eölibat, sind Müßiggänger und nähren sich auf die widrigste Weise vom Almosen des armen Volkes. (Man sehe die Abbildung.) — Die Anzahl der Priester von der Sekte des Lama, Bonzen genannt, soll sich auf eine Million belaufen; der Klöster über dritthalbtausend und der Götzentempel an 3000 seyn!

Der Wittwenstand in Indien.

Man hat schon viel von dem Gebrauche gelesen, der in diesen Ländern die Frauen zwingt, den brennenden Holzstoß zu besteigen, und dadurch die Treue gegen ihren verstorbenen Gatten zu bezeugen. Glücklicherweise verliert dieser un menschliche Gebrauch täglich mehr an seinem Einfluß, seitdem die Europäer ihre Herrschaft in jenen Gegenden erweitert haben. Nichtsdestoweniger lassen daselbst noch so wunderliche Vorurtheile auf den Wittwen, und die nach dem Tode eines Indiers statt habenden Zeremonien sind so sonderbar, daß solche wohl verdienen erzählt zu werden.

Sobald ein Mann gestorben ist, kleidet sich die Wittwe aufs Beste an, und schmückt

sich mit allen ihren Kostbarkeiten. So tritt sie vor den entseelten Körper ihres Gatten, nimmt ihn in ihre Arme, überhäuft ihn mit zärtlichen Liebkosungen, die mit Ausdrücken der heftigsten Verzweiflung endigen. Wenn die Aeltern oder Verwandten, die Zeugen dieses Auftritts sind, erachten, daß der Schmerz lange genug gedauert habe, reißen sie die Wittwe von dem Körper ihres Gatten; sie erhebt ein schreckliches Geschrei und wälzt sich wie besessen auf dem Boden herum, zerfleischt sich die Brust und rauf sich die Haare aus; endlich wird sie ruhiger, sie steht auf, nähert sich dem Körper ihres Mannes und redet ihn ungefähr mit folgenden Worten an:

„Warum hast du mich verlassen; welches Unrecht habe ich dir angethan, daß du mich allein in dieser Welt zurücklässest? Habe ich nicht für dich alle Aufmerksamkeit einer treuen Gattin gehabt? Habe ich dir nicht schöne Kinder geboren? Wer wird jetzt für sie sorgen? War ich nicht eifrig für unser Hauswesen besorgt? Säuberte ich nicht jeden Tag das Haus, rieb ich das Pflaster im Hofe nicht mit Rühmst ab, und zog weiße Streifen darüber? Bereitete ich dir nicht jeden Tag deine gute Nahrung; fandest du den Reis sandig? waren die Gerichte nicht wohl zubereitet mit Knoblauch, Senf, Pfeffer, Zimmet und andern Spezereien? Was fehlte dir bei mir? u. s. w.“ Bei jeder dieser Fragen, die im klagenden Tone gethan werden, hält sie ein, und schluchzt und schreit, und die umstehenden Frauen stimmen im nämlichen Ton mit ein. Endlich bricht sie in Verzweiflung gegen die Götter aus, die sie so lange fortsetzt bis ihr Redefluß oder ihre Lunge erschöpft ist.

In einigen Provinzen Indiens hat man bezahlte Klageweiber, die zu den Leichenbegängnissen gerufen werden. Diese kommen in zerrauften Haaren, halb nackt, weinen und heulen und zer schlagen sich nach dem Takte die Brust. Ein Theil richtet Lobsprüche an den Verstorbenen wegen seiner Tugenden, ein anderer macht ihm lebhaftere Vorwürfe, die damit endigen, daß er so frühe gestorben sey, 2c.

Einige Tage nach dem Verluste eines Gatten kommen die Aeltern und Freunde der Wittwe Beileidsbezeugungen abzusatten. Sie nehmen an dem desfalls zubereiteten Gastmahl Platz, und nach dessen Beendigung umringen sie die Wittwe, beschwören

sie, sich in ihr Schicksal zu ergeben; sie wird aufs zärtlichste umarmt, und man zerflekt in Thränen mit ihr; aber auf einmal ändert sich die Szene, deren Sonderbarkeit durch die Gewohnheit sich fortgepflanzt, denn nun wird das arme Weib so schrecklich gestossen bis sie erschöpft zur Erde sinkt.

Man zerreißt ihr die Schnur, woran das Tally, ein goldenes Kleinod hängt, welches verheirathete Weiber tragen. Ein Barbier rasirt ihr die Haare vom Kopfe, und sie befindet sich jetzt im verachteten Wittwenstande.

Von diesem Augenblicke an darf sie sich nur in weiße Leinwand kleiden und keine kostbarkeiten mehr tragen; sie ist von allen Vergnügungen, von allen Familienfesten ausgeschlossen, und wenn sie jemanden begegnet, sieht man es als Vorbote eines Unglücks an.

Ueberwindet eine Wittwe alle diese Vorurtheile und wagt es, sich wieder verheirathen zu wollen, so erregt dieß eine so allgemeine Verachtung, die noch hundertmal ärger ist, als der Wittwenstand. Für eine unglückliche Indierin, die ihren Mann durch den Tod verloren, der noch dazu gewöhnlich herrschsüchtig und roh ist, giebt es demnach keine andere Tröstung als die Hoffnung bald mit ihrem Gatten jenseits wieder vereinigt zu werden.

Wöchte doch die Zivilisation mit der Zeit so unmenbliche Gewohnheiten verdrängen!

Gemeinnütziges.

Gebackenes Brod vor Säulniß oder Schimmel zu bewahren.

Es ist eine beinahe allgemeine Klage, daß das Brod, besonders zur Sommerzeit, wenn es über acht Tage gebacken ist, sehr schnell vom Schimmel ergriffen wird, namentlich kommt dieses auf dem Lande in mittelmäßigen Haushaltungen, die des kleinen Verbrauches halber seltener backen, öfters vor.

Diesem Uebel abzuhelfen, theile ich folgendes als Belehrung mit:

Wenn das Brod gut ausgebacken ist und aus dem Ofen kommt, muß man einen Mehlsack in Bereitschaft haben, der noch etwas Mehl an sich hängen hat, oder nöthigenfalls damit versehen wird.

In einen solchen Sack bringt man nun zuerst einen Laib Brod ganz heiß aus dem Ofen, hat jedoch etwas schonend dabei zu verfahren, weil der Laib sonst gerne hohl wird. Ferner ist zu beobachten

daß derselbe auf die obere Kinde zu liegen kommt, und so in den Sack eingebunden wird. Nun kommen ein zweiter und noch ein dritter Laib hinein, wovon jeder auf diese Weise zu behandeln ist.

Nach dieser Operation hängt man endlich den Sack an einen luftigen Ort, etwa auf den Speiseher, so auf, daß er von allen Seiten frei hängt.

Gedenkt man nun von dem in die Säcke eingefüllten Brode herauszunehmen, so muß dies einen Tag vor dem wirklichen Anschneiden des Laibes geschehen. Auch hat man diesen mit einer in Wasser getauchten Bürste etwas leicht zu überfahren, und dann in den Keller zu legen, damit die Kinde, welche sich indessen sehr erhärtet hatte, wieder mild und zart wird. Auch das Weiße des Brodes erscheint dann ganz frisch, und man glaubt bei dem Genusse ein Brod zu haben, welches erst vor wenigen Tagen gebacken worden sey.

Dieses Mittel beobachteten meine Eltern schon etliche dreißig Jahre und ich über acht Jahre, wodurch noch kein Loth Brod verschimmelt ist, obgleich wir es schon sechs Wochen aufbewahrt hatten. Ich bin überzeugt, daß diejenigen, welche sich dieses Mittels bedienen wollen und es nach meiner Angabe anwenden, ihren Zweck erreichen werden.

Das nach vorgeschriebener Angabe die Brodlaibe überziehende Mehl scheint hauptsächlich die Poren des Brodes zu verschließen und dadurch die Einwirkung der Luft abzuhalten. Wird hierdurch der Zweck in dem angegebenen Falle erreicht, so dürfte die Sache für kleinere Haushaltungen von Wichtigkeit, und daher auch diesen zur Anwendung zu empfehlen seyn. X.

Der Heilstein oder das Mittel, gedrückte oder verwundete Pferde zu heilen.

Das hierzu dienende Mittel wird aus folgenden Stoffen zusammengesetzt: man zerstoßt

- 5 Theile Maun,
- 5 = Eisenvitriol,
- 1 Theil Grünspan,
- 1 = Salmiak,
- 1 = weißen Vitriol,

und schüttelt sie in einen glasierten neuen irdenen Topf, setzt diesen über ein gelindes Kohlenfeuer und rührt die Ingredienzien mit einem glatten Holz so lange um, bis die Masse sich zu verdichten anfängt. Alsdann bringt man zu diesen noch Safran und Kampfer und zwar in dem Verhältnis, daß 3. B. auf ein Gewicht obiger Gegenstände zusammen von etwa 1 1/4 Pfund,

vom ersterem $\frac{1}{4}$ Quentchen, vom Kampfer aber $\frac{1}{3}$ Quentchen genommen werden, womit man die wunden Stellen einreibt.

Da gewöhnlich mehr Heilstein gefertigt wird, als für einen Fall nöthig ist, so schlägt man beim jedesmaligen Gebrauch nur ein Stückchen von der Dicke einer kleinen Wallnuß ab und löst es in einer Bouillotte Wasser auf. Mit diesem befeuchtet man dann, nachdem die Bouillotte aufgerüttelt worden, einen leinenen Lumpen und wäscht oder vielmehr tränkt damit die Wunde oder die Geschwulst des Pferdes. Nützlich ist es, wenn man solches alle Viertelstunden wiederholt, und das geknechte Tuch über der Kranken Stelle liegen läßt. Wäre die Geschwulst auch von der Dicke eines Rindkopfs, so wird sie nach 24 Stunden beträchtlich gemindert und das Pferd, insoferne die Mittel frühzeitig genug angewendet werden, gänzlich geheilt seyn. Die Wunden mögen nun von einem Schläge, Hiebe oder Schusse herrühren, so heilen sie durch die

angegebene Methode leicht, geschwind und ohne nachtheilige Folgen.

Man kann sich dabei des vom Sattel gedrückten Pferdes sogleich bedienen, wenn nur die Vorsicht gebraucht wird, immer einen, mit jenem Heilwasser angefeuchteten, Lappen auf der Wunde zu erhalten. Hat die Wunde viel wildes Fleisch angefaßt, so näßt man sie nicht so oft, hält sie aber rein und mit einem getränkten Lappen bedeckt.

Mörtel aus Algier.

Seit der Besetzung Algiers ist man mit einem Mörtel bekannt geworden, der dort seit langer Zeit schon in Gebrauch war, und der allen Entzündungen der rauhesten und ungestümmten Wunden noch besser als selbst der Marmor wiedersteht. Dieser Mörtel besteht aus zwei Theilen Holzasche, drei Theilen Thon und einem Theile Sand, nebst einer Quantität Dehl. Bei den Mauren heißt er Zabbi.

Industrie-Gesellschaft zu Mülhausen, im Oberrhein.

Im vorigen Jahrgange theilten wir die von dieser Gesellschaft für das Jahr 1836 und 1838 ausgesetzten Preise mit, hier folgen diejenigen, die für das Jahr 1837 ausgesetzt sind:

1. Eine silberne und vier eberne Denkmünzen für diejenigen Ackerleute, welche über die von ihnen gemachten Versuche der verschiedenen im Ackerbau gebräuchlichen Werkzeuge, besonders mit den von der Gesellschaft ihnen anvertrauten Sämen und Ackergeräthen, die richtigsten Anzeigen eingeben werden.

2. Eine silberne Denkmünze für diejenige Schrift, welche die richtigsten Bemerkungen über die Lebensweise jener Art von Feldmäusen, welche längs der beiden Rheinufer hausen, darstellt; man hat darin die Ursachen ihrer schnellen Vermehrung und die Mittel zu ihrer Vertilgung anzugeben.

(Jede auch noch so unvollständige Mittheilung über diesen Gegenstand wird von der Gesellschaft mit Dank angenommen werden.)

3. Vier silberne Denkmünzen für diejenigen welche im Jahr 1837 auf einem sehr kalkartigen Boden, im Elsak, in Rothringen oder der Chamvagne, am meisten über fünfzig Ares mit Röhre anbauen werden; indem die Versuche der Industrie-Gesellschaft bewiesen haben, daß die in sehr kalkartigen Böden gewonnene Röhre dieselben Eigenschaften besitzt wie die von Avignon. Die Gesellschaft bietet sich an, Samen oder Setzlinge zu liefern.

(Die Konkurrenten müssen der Gesellschaft ein Zeugniß ihrer Maire's, ein Muster des Bodens und ein Muster der gewonnenen Röhre einsenden.)

4. Eine silberne und zwei eberne Denkmünzen zur Aufmunterung derjenigen, welche ständigen Dünger

und den Bodensatz aus den Fabriken zur Düngung anwenden werden.

(Diese Medaillen werden vorzugsweise denjenigen ertheilt, welche den besten Gebrauch von diesem Bodensatz aus den Fabriken gemacht zu haben darthun werden.)

5. Eine silberne Denkmünze für denjenigen, der beim Gebrauch des Nutt'schen Vienenerforbs, den besten Erfolg gehabt hat.

(Dieser Erfolg muß durch ein Zeugniß des Maire's bestätigt seyn.)

6. Vier eberne Denkmünzen für denjenigen, welche im Departement zwanzig Pfund Seidenbälglein von selbstgezogenen Seidenwürmern gewonnen haben.

7. Eine silberne Denkmünze für denjenigen der hundert Pfund dergleichen Seidenbälglein gewonnen hat.

(Diese Resultate müssen durch ein Zeugniß des Maire's bestätigt seyn, und die Konkurrenten haben ein Muster von wenigstens einem Pfund ihrer Seidenbälglein einzusenden.)

(Für alle Anfragen diese zwei Preise und die zwei folgenden betreffend, wendet man sich, in Mülhausen an Hrn. D. Köchlin-Schouch, oder an Hrn. Apotheker Joh. Kisser; und in Lagolsheim an Hrn. Solzer.)

8. Eine eberne Denkmünze für die Anpflanzung im Departement von drei hundert hochstämmiger gepflanzter Maulbeerbäume.

(Die Konkurrenten haben ein Zeugniß des Maire's ihrer Gemeinde vorzulegen.)

Die Gutsbesitzer des Departements, welche fortfahren, sich mit dem Anbau des Maulbeerbauens und der Erziehung der Seidenwürmer abzugeben, liefern durch den guten Erfolg, der ihre Bemühung krönt, den Beweis wie vorteilhaft dieser Industriezweig für unsere Provinz werden könnte.